

ISSN 0259-7446

€ 4,80

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

Thema:
**Wir und die anderen.
Alteritätsdiskurse von Exil
bis Migration**

Exil und die Inflation
des Kapitals

„Die Mandate sind da,
aber die Hirne fehlen“

„Fremde“ werden
„Integrierte“?

Identität und Sprache

4/2007

Jahrgang 22

medien & zeit

Inhalt

Die Talfahrt des Kapitals stoppen Ein Erklärversuch für das gleichermaßen engagierte wie paradoxe Projekt der Exilpublizistik	4
Gaby Falböck	
„Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen“ Die Exilpublizisten des „Austrian Labor Committee“ und ihre oft vergeblichen Bemühungen, nach Österreich zurückkehren zu können	16
Martin Putschögl	
„Fremde“ werden „Integrierte“? Befunde zu Transformationen ethnischer Identifikation in Eingliederungsprozessen im Wandel	25
Nikola Ornig	
Was dieselbe Sprache redet... Sprache und Identität im kommunikativen Spannungsfeld zwischen Ich- und Wirwahrnehmungen	34
Petra Herczeg	
Rezensionen	46

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Schopenhauerstraße 32
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Gaby Falböck (Obmann-Stellvertreterin),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer),
Mag. Christian Schwarzenegger (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Gisela Säckl (Schriftführerin),
Dr. Erich Vogl (Schriftführer-Stv.),
Mag. Marion Linger (Kassier),
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Gaby Falböck, Fritz Hausjell, Christian Schwarzenegger

Lektorat und Layout:

Gaby Falböck, Christian Schwarzenegger

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

medien & zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,80
Doppelheft (exkl. Versand): € 9,60

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 17,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 24,00

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 12,80
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 19,20

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

Bestellung an:

medien & zeit, A-1180 Wien, Schopenhauerstraße 32
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Wir und die anderen. Die anderen und wir. *medien&zeit* will mit dieser Themenausgabe die Leitdifferenz und Essenz von Alteritäts- respektive Identitätsdiskursen – die auf der kommunizierbaren Unterscheidung eines Unterschiedes zwischen einem Innen und einem Außen beruhen – als logische Verbindungsbrücke zwischen zwei gut bestellten, jedoch in aller Regel isoliert betrachteten Forschungsfeldern aufspannen: Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Exilerfahrungen von vom Faschismus aus Deutschland und Österreich Vertriebenen und ihren publizistischen Manifestationen einerseits. Die immer aktuelle und gegenwärtig prosperierende Migrations- und Integrationsforschung andererseits. Ohne die hinter den jeweiligen Flucht- oder Wanderbewegungen liegenden Schicksale und Lebensgeschichten ausblenden oder aufrechnen zu wollen, wird versucht die basalen Fragestellungen auf einen einenden bzw. vergleichbaren Kern rückzuführen und wissenschaftlich fruchtbar zu machen: Die Notwendigkeit zur Orientierung zwischen dem Selbst und dem Anders, dem Vertrauten und dem Fremden – was unerlässlich bleibt ist die Neubewertung und -berechnung des kulturellen wie sozialen Kapitals.

Wir und die anderen. Dieses Wechselspiel zwischen Identität und Alterität, Gleichheit und Differenz realisiert sich nicht zuletzt auch in den hier eingenommenen Betrachtungsperspektiven. Während die Ausführungen zum Exil *uns* als die *anderen* in einer Aufnahmegesellschaft darstellen, sind *wir* diejenigen, die mit *anderen*, die zu uns gekommen sind, in Ausverhandlungsprozesse treten, wenn es um Migration in zeitlich aktuelleren Zusammenhängen geht.

Gaby Falböck eröffnet das Heft mit einem Erklärversuch für das engagierte und zugleich paradoxe

Unternehmen der Exilpublizistik. Aufruhend auf Bourdieus Kapitalbegriff interpretiert sie die kommunikativen Anstrengungen der Exilpublizisten als identitätsbewahrenden Versuch – nach bereits eingetretenem Totalverlust des ökonomischen – die inflationäre Talfahrt und den Wertverlust ihres sozialen und vor allem kulturellen Kapitals zu bremsen bzw. zu stoppen. Innerhalb der kommunikativ konstituierten und kultivierten Beziehungsachsen konnten die Exilierten so Coupons kultureller Bedeutsamkeit wechseln, deren Gegenwert außerhalb der imaginierten Gemeinschaftsblase Exil aber kaum geltend machen. Das detailreich deklinierte historische Beispiel projiziert sie beschließend auf die Debatten um Migration in zeitgenössischen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Was bedeutet es für „Integration“, wenn das spezifische, inflationsbedrohte – weil *andere* – kulturelle Kapital das einzig verbliebene ist?

Martin Putschögl illustriert an einem konkreten wiederum historischen Beispiel, dass die Verortungen von *wir und die anderen* keineswegs statisch, sondern hochgradig konstellationsabhängig sind. In „Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen“ rekonstruiert er die wechselhafte Wetterlage im Diskurs der österreichischen Sozialisten im amerikanischen Exil untereinander und mit den Genossen in der alten Heimat. Die Definition, wer jeweils *wir* und wer die *anderen* sind (*Wir*, Österreichischen Sozialisten im In- und Ausland), verliert plötzlich ihre Eindeutigkeit, als nach dem Kriegsende und im Wiederaufbau Rückkehrbestrebungen hier und Aufstiegsambitionen da, zu einer Verschiebung von Interessenslagen führen. Die Exilierten mutieren plötzlich zu den *anderen*, gegen die das *Wir* der Daheimgebliebenen seine mittlerweile gewonnenen Positionen verteidigt und absichert.

Die anderen und wir. Nikola Ornig vollführt in ihrem Beitrag diesen Perspektivenwechsel und manövriert zielsicher durch die Geschichte der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung zum Migrationskomplex. Die Sozialgestalt des Fremden im Blick der – das wissenschaftliche Feld lange Zeit bestimmenden – Majoritätsgesellschaften, des prädominanten *Wir*, steht im Mittelpunkt dieser Ausführungen und erlaubt somit Rückschlüsse auf die politische Befindlichkeit einer Gesellschaft im Entstehungszusammenhang der Theorien. Sozialwissenschaft blickt in die Gesellschaft und diese blickt aus ihrer Geschichte in sie zurück. Der Fremde oder der Integrierte, es bleibt kontinuierlich der differenzierende Blick, des *Wir* auf den *Anderen*.

Kommunikation von Alterität schafft Identität, Kommunikation von Identität zeigt Alterität. Petra Herczeg zeichnet diesen reziproken Ausverhandlungsprozess als einen, der *auch* Sprache zur Abgrenzung heranziehen kann. Sie erörtert zunächst die Rolle von Sprache in gängigen Identitätstheorien und skizziert daraus folgernd Sprache als Voraussetzung zur Bildung von Identität überhaupt, sowie auch als vermeintlich „objektiviertes“ Distinktionsmerkmal, anhand dessen Fragen von Inklusion und Exklusion verhandelt werden können.

medien&zeit beschließt seinen 22. Jahrgang mit einem Thema, das Tradition, Gegenwart und gewiss auch Zukunft der Kommunikationsforschung in sich vereint und wünscht dabei wie gewohnt erhellende Lektüre und freut sich auf ein Wiederlesen im nächsten Jahr.

GABY FALBÖCK
FRITZ HAUSJELL
CHRISTIAN SCHWARZENEGGER

Die Talfahrt des Kapitals stoppen

Ein Erklärversuch für das gleichermaßen engagierte wie paradoxe Projekt der Exilpublizistik

Gaby Falböck

Was wäre wenn?

„Unter normalen Umständen wäre ich gewiss ein nützliches Mitglied der Gesellschaft geworden. Ich hätte es bestimmt zu etwas gebracht, wäre geachtet und geehrt worden, hätte einen auskömmlichen Posten in der Verwaltung und ein Häuschen vor der Stadt, in dem es sich leben ließe. Ich wäre viel gereist, nicht zuletzt, um meine Sprachkenntnisse zu vervollkommen und meine Sehnsucht nach exotischen Gegenden zu befriedigen. Meine Gedichte wären jeden Sonntag in der Frauenbeilage des geschätzten Lokalblättchens erschienen, rechts unten, in der Ecke, zwischen Kochrezepten und ähnlichen praktischen Winken für die Hausfrau, sorgfältig gesetzt und nicht ohne eine gewisse Aufmachung, wie es sich für einen angesehenen Mitarbeiter gehört, der sich in zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der Abonnenten erobert hat. (...)“¹

Was ist:

„Ich bin ein Mensch dieses Jahrhunderts – und das ist alles. Jetzt gehe ich durch die Straßen von New York und wundere mich, dass ich noch lebe. Ich wohne in einem möblierten Zimmer, das auf den Hudson geht, zahle jede Woche vier Dollar für Miete, Licht, Bedienung und dafür, dass der Landlord gut über mich spricht, wenn die Behörden nach mir fragen. (...) Ich habe zwei geschenkte Anzüge, eine alte Schreibmaschine sowie die Hoffnung, die nächsten vierzehn Tage mit Anstand zu überleben, kaufe mir jeden Tag ein Paket Zigaretten und eine Zeitung, fahre Subway, telefoniere und benehme mich in jeder Hinsicht wie ein Mensch, der sich der Vorteile, die ihm diese Zivilisation bietet, knapp, sachlich und gelassen zu bedienen weiss. Nein, man sieht mir den Strick nicht mehr an, von dem ich abgeschnitten wurde.“²

Mit dieser bitteren Bilanz eröffnet der Schriftsteller und Journalist Hans Sahl seinen autobiographisch geprägten Roman „Die Wenigen und die Vielen“. Was auf den ersten Blick anmutet wie die solitäre Geschichte eines Antihelden, ist eine

exemplarische Darstellung des Schicksals vieler vom NS-Regime Vertriebener. Die Emigration brachte für diese Menschen eine Zäsur, einen Bruch in den Biographien, eine Neuverteilung der Karten im Spiel des Lebens, die in der Regel keine Verbesserung der Optionen bedeuten sollte. Vermeintlich gesicherte, in ihren wesentlichsten Linien bisweilen klar vorgezeichnete, zumindest aber in eine eindeutige Richtung zielende Lebenswege wurden durch den Umbruch und den Ausschluss aus dem gewohnten sozialen System unterbrochen, endeten plötzlich im Nichts. In dieser existentiellen Krise rangen die Exilierten um ein neues Selbstverständnis. Gekämpft wurde um die Beantwortung der Frage: „Wer bin ich?“ bzw. „Wer bin ich in den Augen der Anderen?“

Identitätsbildung und krisenhafte Stadien

Die Beschäftigung mit identitätstheoretischen Konstrukten, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht wurden, lässt einen Schluss zu: Die Vielzahl der Erklärmodelle zur Bildung des Selbst, die Multivariätät der interdisziplinären Ansätze eint ein Phänomen, das in jedem Entwurf zur Beantwortung der Frage nach der Entstehung des „Ich“ genannt wird. Die Rede ist vom Begriff der Krise. Diese geht mit der Subjekt-Werdung einher, setzt sie in Gang, macht die Bedeutung des Selbst erst bewusst.

Bereits der kanonisierte und vielfach als Ausgangspunkt der nach dem 2. Weltkrieg verstärkt einsetzenden Identitätsforschung begriffene Ansatz von Erik Erikson fasst die Identitätsstiftung als Prozess auf, der im krisenhaften Stadium des Heranwachsens abläuft.³ Empirische Befunde zu Kindern und Jugendlichen und deren schwieriger, problemreicher Phase der Subjektsuche bilden den Ausgangspunkt der theoretischen Aussagen, die den Beitrag der Psychologie zur Auf-

¹ Sahl, Hans: *Die Wenigen und die Vielen. Roman einer Zeit*. München 1994, S. 9.

² Ebd., S. 11.

³ Vgl. Erikson, Erik: *Childhood and Society*. New York 1950 (in der deutschen Übersetzung: *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart 1965).

stockung des reichen Theorienfundus darstellen.⁴ Während die Krise in der Betrachtung der Psychologen also vor allem in der Entwicklung der Jugendlichen begründet liegt und häufig auch dort endet⁵, ortet die Soziologie respektive die Sozialpsychologie seit den 70er Jahren in jeder Lebensphase Krisenpotenzial, geht von einem lebenslangen Prozess der Identitätssuche wie –findung aus.⁶ Nach der Ausweitung der Konfliktzone folgte schließlich der Umsturz des Konzepts vom inneren kohärenten Kern, auf den das Individuum baut. Die innere Einheit gerät zum unerreichbaren Ziel, nun gilt es Differenzen zu akzeptieren, Aufsplittungen zuzulassen und bei aller Fragmentierung dennoch ein stabiles Ich zu repräsentieren. Postmoderne Theorien gehen davon aus, „dass die Konstante des Selbst nicht in der Auflösung jeglicher Differenzen besteht, sondern darin, die daraus resultierenden Spannungen zu ertragen und immer wiederkehrende Krisen zu meistern.“⁷ Das Individuum entwickelt sich zum Krisenmanager, der es versteht, aus einem ungleichförmigen, von gegenläufigen Feldlinien gekennzeichneten Kraftfeld dennoch positive Energie zu gewinnen. Vertreter konstruktivistischer Positionen folgen – um mit Keupp zu sprechen – dem Credo: „Ich erzähle mich anderen, also bin ich.“⁸ Demnach erwächst das eigene Ich aus Narrationen, aus strukturierenden Erzählungen, in denen der Einzelne sich in sozialen Feldern selbst konstruiert. Identität steht also nicht mehr für innere Bewusstseinszustände, sondern für verbale Selbstpräsentation und Ausverhandlung mit der Umwelt.

Auch Lutz Niethammer, der im Zuge seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem seines Erachtens wissenschaftlich wie politisch und kulturell inflationär verwendeten Identitätsbegriff das breite Feld der diesbezüglichen Studien durchpflügte, gelangt zu einem im vorliegenden

Das Nachdenken über das eigene Ich resultiert aus der diffus wahrnehmbaren, nicht wirklich zu verortenden Bedrohung des Selbst.

Kontext relevanten Ergebnis. So konstatiert er nach einer systematischen Recherche in internationalen Bibliotheken folgendermaßen: „Aus keinem anderen Zusammenhang ist in den letzten Jahrzehnten weltweit so viel Literatur über kollektive Identität hervorgebracht worden, wie aus der ja an sich relativ kleinen jüdischen Gemeinschaft.“⁹ Aus diesem oberflächlichen, quantitativen Resultat zieht der Historiker nun Rückschlüsse auf das mögliche Movens der intensiven Befassung mit diesem Thema. Identitätswürfe geraten für von Genozid und Diaspora Betroffene wohl zum Rettungsanker, versuchen der weltweit versprengten Schar der Vertriebenen, oftmals ewig Wandernden, Orientierungspunkte und wenn auch weit gestreckte, so doch strapazierfähige Netze zu schaffen. Im Widerspruch zu den Erfahrungen, in denen eine Gruppe ob ihrer Identität stigmatisiert, verfolgt und ermordet wurde, kehren die Überlebenden dieses Alptrahms die einst Verfolgung evozierenden Zuschreibungen in positive Konnotationen

der Zusammengehörigkeit und Einheit um. Gestützt wird dieser Befund durch die italienische Kulturhistorikerin Luisa Passerini. Auch sie diagnostiziert für die Identitätsformeln einen hohen Zufluchtscharakter: „Wenn sich Menschen wurzellos fühlen, versuchen sie dadurch wieder Sicherheit zu gewinnen, dass sie Feinde und Gefahren identifizieren und Loyalität gegenüber kollektiven Organismen erklären.“¹⁰ Identitätsdiskurse keimen also in einem gesellschaftlichen Unbehagen und einer existenziellen Unsicherheit, gehen mit dem Gefühl einer Krise einher. Das Nachdenken über das eigene Ich resultiert aus der diffus wahrnehmbaren, nicht wirklich zu verortenden Bedrohung des Selbst. Analogien dazu tauchen in unterschiedlichsten Kontexten auf: Wir denken über Gesundheit nach, wenn wir krank sind, nehmen unseren Körper am intensivsten

⁴ Einen Überblick über richtungsweisende psychologische Identitätstheorien der Moderne und der Spätmoderne bietet die Dissertation von Wolfgang Kraus. Vgl. Kraus, Wolfgang: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie herausgegeben von Heiner Keupp, 2. Auflage, Herbolzheim 2000.

⁵ Zur Kritik der selbstbeschränkenden Fokussierung der Psychologie auf die Adoleszenzphase: „Die Psychologie unterstellt also die ontologische Dauerhaftigkeit des Personengehäuses, wie es sich in ihrer Geburtsperiode, also der entstehenden Moderne oder bürgerlichen Gesellschaft, herausgebildet hatte. Sie hat in ihrem Hauptstrom keinen epistemologi-

schen Zugang dazu entwickelt, dieses Personengehäuse als ein historisch-spezifisches Produkt zu sehen.“ Keupp, Heiner u.a.: *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 3. Auflage, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 13.

⁶ Ebd., S. 72.

⁷ Ebd., S. 196.

⁸ Ebd., S. 68.

⁹ Niethammer, Lutz: *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 15.

¹⁰ Ebd., S. 16.

wahr, wenn er schmerzt, verfassen die emotional anrührendsten Liebesgedichte aus dem Verlust und nicht dem Bestand einer Beziehung.

Die Krise ist also ein elementarer Baustein in jenen Konstrukten der Subjektwerdung, die dem Individuum Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung attestieren und die in der historischen Eingrenzung nach Peter Wagner der gesellschaftlichen Moderne¹¹ angehören. In diesem Beitrag sollen unter Einbeziehung des Kapitalbegriffs Bourdieus die Dimensionen dieser Krise, die Ver-lusterfahrungen, die das Leben im Exil mit sich brachte, präzisiert werden. Dieses begriffliche Instrumentarium besitzt gleichermaßen Deutungskraft für die Ergebnisse der Exilforschung wie für die Theorien zur Identitätsbildung.

Das Bourdieusche Prisma: Kapitalsorten und ihr Transformationsvermögen

Um die soziale Welt in ihrer Gesamtheit und Komplexität zu erfassen, entwickelte Pierre Bourdieu einen Kapitalbegriff, der über das Spektrum dieses Terminus wie er in der Wirtschaftstheorie Anwendung findet, hinausreicht. Bourdieu unterscheidet zwischen drei Kapitalformen: Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital. Am wenigsten verschleiert, vielmehr offensichtlich zur Schau getragen wird der Besitz von erstgenannter Erscheinungsweise. „Das ökonomische Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts (...).“¹² Demnach handelt es sich hier um pekuniäre wie materielle Güter, die den Menschen zur Verfügung stehen und die zur Bewältigung des Alltags in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem unbedingt erforderlich sind.

Das kulturelle Kapital wird in drei Ausprägungen, in inkorporiertem, in objektiviertem wie in institutionalisiertem Zustand wirksam. „*Die Akkumulation von Kultur in korporiertem Zustand – also in der Form, die man auf französisch ‚culture‘, auf deutsch ‚Bildung‘, auf englisch ‚cultivation‘ nennt – setzt einen Verinnerlichungsprozeß voraus, der in dem Maße, wie er Unterrichts- und Lernzeit erfordert, Zeit kostet. Die Zeit muss vom Investor*

persönlich investiert werden: (...) Das Delegationsprinzip ist hier ausgeschlossen.“¹³ Der positive, förderliche Einfluss, den Herkunft und soziales Umfeld wie ökonomischer Hintergrund der Familie auf die Aneignung von Bildung und Wissen ausübt, sei hier nur am Rande angemerkt. Für die weiteren Überlegungen wesentlich ist allerdings die Koppelung des Wertes von inkorporiertem Kapital an das soziale Umfeld. Besonders und damit bedeutsam und wertvoll ist eine spezifische intellektuelle Kompetenz nur in einer Welt, die diese Fähigkeit schätzt und anerkennt, in der sie einer Rarität und Preziosen gleichkommt. Es bedarf demnach einer Passung zwischen inkorporiertem Kulturkapital und Mikro- respektive Makrokosmos. Unter objektiviertem Kulturkapital sind Bilder, Tonträger, Schriften oder darstellende Kunst zu begreifen. Obwohl deren Aneignung häufig den Besitz von ökonomischen Mitteln erfordert und unmittelbar damit in Zusammenhang steht, benötigt das Individuum zur effektiven Nutzung dieser Güter der Verfügung von inkorporiertem Kapital.¹⁴ Die Berührung beim Hören einer Musikaufzeichnung, der intellektuelle Gewinn aus der Lektüre eines Buches, die tiefe Betroffenheit beim Betrachten eines Gemäldes lassen sich ohne die Fähigkeit der kulturellen Decodierung, ohne Verständnis um Zusammenhänge und Wissen um (Be-)Deutungen kaum erzielen. Mit institutionalisiertem Kulturkapital bezeichnet Bourdieu schulische Abschlüsse und Titel, die „ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt“¹⁵, darstellen. Die Exklusivität der Ausbildung und damit des erworbenen Bildungsabschlusses steigern auch in diesem Kontext den Gewinn, der sich aus dem Lern- und Aneignungsaufwand erzielen lässt. Gleichwohl und für das weitere Denken relevant weist der Soziologie auf die Gefahr der Inflation eines Titels resultierend aus der Häufigkeit seiner Vergabe hin. Damit denkt er kurz in eine Richtung, die folgende Ausführungen von höchster Relevanz sein soll. Die Kapitalsorten bergen das Potenzial großer Berg- ebenso wie fundamentaler Talfahrten in sich. Auch zur optimalen Gewinnausschüttung bedarf es einer Anerkennung durch die Außenwelt.

„Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen

¹¹ Vgl. Wagner, Peter: *Soziologie der Moderne*. Frankfurt am Main 1995.

¹² Bourdieu, Pierre: *Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital*, In: ders.: *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1*. Hamburg

1997, S. 49-79, S. 52.

¹³ Ebd., S. 55.

¹⁴ Vgl. Ebd., S. 59f.

¹⁵ Ebd., S. 61.

und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen.“¹⁶ Wesentlich erweist sich neuerlich die Weitung des Blicks auf das gesamte soziale Feld, denn Wert und Einfluss der Gruppe ergibt sich aus Anerkennung in deren Lebenswelt. Je etablierter und angesehenes das Netzwerk, desto schwieriger stellt sich die Aufnahme in den Kreis dar, desto größer allerdings auch die Rendite, die sich aus den getätigten Investitionen, der erbrachten Beziehungsarbeit ziehen lässt. Institutionalisationen wie etwa Klassenzugehörigkeit, Familienbande, Parteienbekenntnisse, Clubmitgliedschaften oder Absolvierung von elitären Bildungseinrichtungen spielen in dieser Erscheinungsform eine große Rolle. Die Ankoppelung an eine einflussreiche Gruppe gewährleistet Schutz und Sicherheit, verpflichtet allerdings zur Akzeptanz der Spielregeln wie zum persönlichen Investment. Vor allem aber ist der Wert des sozialen Kapitals an die Gesamtgesellschaft gekoppelt.

Ein letzter Begriff, der das nunmehr entwickelte Instrumentarium Bourdieus zu Elementen eines vollständigen Werkzeugkastens macht, ist jener der Transformationsarbeit. Demnach fußt der Erwerb der sozialen wie kulturellen Kulturarten in Teilen jedoch nicht vollständig auf materielle Ressourcen. Vielmehr gilt es, durch geschickte Umwandlungsprozesse innerhalb der Kapitalerscheinungsarten bestenfalls Gewinn zu akkumulieren, schlechtestenfalls den Kapitalstand zu bewahren.¹⁷ So bedarf es etwa – trotz guter Dispositionen durch qua Erziehung vermitteltes inkorporiertes Kulturkapital – der zusätzlichen Investitionen, um auch institutionalisiertes Kulturkapital in Form von Bildungsabschlüssen zu erwerben und danach, durch Übertragung dieses Gutes in den Arbeitsmarkt, ökonomischen Gewinn abzuschöpfen. Durch eine falsche Prognose, aufgrund einer unerwarteten Entwicklung innerhalb des Bildungssystems, kann die Veranlagung, in Gestalt eines erworbenen Titels, auch zu einem kapitalen Verlust führen. In seinen Ausführungen zu den vielfältigen Formen der Umwandlung der angeeigneten Besitztümer in neue Märkte thematisiert Bourdieu das Risiko,

dass die Umformungsarbeit bisweilen in sich birgt. Demnach sind dank der Vernebelungstechnik des sozialen Systems die Mechanismen der Kapitalakkumulation und vor allem deren Verfasstheit nicht klar ersichtlich. Dennoch beginnt sich der Schleier zunehmend zu lichten, woraufhin Aufwand und vor allem Risiko für die Aufrechterhaltung der Nebelwand steigen.

Die Anschlussfähigkeit des vorgestellten Kapitalbegriffs an die Identitätsforschung postulierte der Leipziger Sozialwissenschaftler Thomas Ahbe¹⁸ im Rahmen seiner Beschäftigung mit Identitätskonstruktionen ostdeutscher Jugendlicher nach der Wende. Die empirischen Befunde dieser Langzeitstudie verdeutlichten eine Entwicklung der jungen Erwachsenen in den neuen Bundesländern, die vielfach wider die soziologischen Prognosen verlief: Ein Resultat, das den Forscher zur Suche nach Erklärmodellen veranlasste, wobei sich die Ressourcenproblematik und schließlich der gesamtgesellschaftlich fassbare Kapitalsortenbegriff, dessen Transferkapazitäten wie dessen Verlust- und Gewinnrisiko als tauglicher Interpretationsrahmen erwiesen. Ahbe legt das Bourdieusche Prisma zwar auf einen sozialen Raum an, in dem der politische Umbruch so manches soziale wie auch kulturelle Kapital zu einer veritablen Hypothek werden ließ, sieht seine Untersuchungsgruppe aufgrund ihrer lebenszeitlichen Erfahrungen durch derartige Fehlinvestitionen allerdings nicht gefährdet. Dennoch streben die Adoleszenten nicht – wie angenommen – nach Individualisierung und Modernisierung der Gesellschaft, sondern orientieren sich vorderhand an den Normalbiographien ihrer Elterngeneration. Begründet wird dies durch die Abwicklung der DDR, der damit einhergehenden materiellen Verluste, dem Schwund des ökonomischen Kapitals, des Zusammenbruchs tradierter Institutionen sowie der Einbußen im Bereich des kulturellen Kapitals als auch der Umwertung sozialer Netzwerke und damit getätigter Fehlinvestitionen in soziales Kapital.

Kapitalsorten mit Erklärkraft für gesamtgesellschaftliche Mechanismen zur Steigerung von Macht und Einfluss, zur Häufung und Vermehrung von materiellen Ressourcen, verbunden mit Schwundrisiken, resultierend aus der Transforma-

¹⁶ Ebd., S. 63.

¹⁷ Vgl. Ebd. S. 71f.

¹⁸ Vgl. Ahbe, Thomas: *Ressourcen – Transformation – Identität*.

tität. In: Keupp, Heiner / Höfer, Renate (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt am Main 1997, S. 207-226.

tionsarbeit – so der Apparat, der nicht nur zur Interpretation stabiler sozialer Systeme, sondern auch zum tieferen Verständnis von Gesellschaften im Umbruch taugt. Wie sich zeigen sollte, verdeutlicht das Konzept auch die Dimensionen des Verlusts respektive der Kapitalkrise, die die Erfahrung Exil – im weiteren des Exils in Amerika bzw. New York – mit sich bringen sollte, ebenso wie daraus Erklärungen für so manch unerwartete Entwicklungen und Paradoxien der Exilzeit-schriften abgeleitet werden können.

Exil oder: Die Inflation des Kapitals

Bourdieu weist in mehrfacher Hinsicht auf die Bindung des erworbenen kulturellen und sozialen Kapitals an das soziale System hin. Inkorporiertes Kulturkapital benötigt Respektabilität und Anerkennung durch die Gesellschaft, je seltener und spezifischer die Qualität, vor allem aber je höher der Bedarf an einer Fähigkeit desto größer die Rendite, die sich daraus ziehen lässt. Institutionalisiertes Kulturkapital in Gestalt von akademischen Titeln, Abschlüssen und Berufsausbildungen erweist sich ohne Akzeptanz auf den innerhalb einer Gesellschaft angesiedelten Märkten als wertlos – sei es auf dem Arbeitsmarkt oder auf dem Heiratsmarkt. Ähnlich verhält es sich mit jenem sozialen Kapital, das allein durch gesellschaftliche Verankerung der Gruppe bzw. des Zirkels als gewinnbringende Einlage betrachtet werden kann. Die Erfahrung des Exils, die erzwungene Emigration aus einem sozialen System, erfordert die Fokussierung dieses Aspekts des Bourdieuschen Theorems. Denn Transformation bedeutet im Leben der Vertriebenen nicht nur Übertragung der verschiedenen Kapitalsorten mit dem Ziel der Steigerung der materiellen Ressourcen. Transformation steht in dieser Situation zunächst für den Transport und Transfer sämtlicher Kapitalsorten in einen anderen gesellschaftlichen Rahmen. Transformation geht bei diesem schwierigen Unterfangen mit massiver Inflation des Kapitals einher. Menschen, die in der alten Welt ihrer Herkunftsgesellschaft materielle Werte, soziale Ressourcen und kulturelle Fertigkeiten erworben hatten, sahen sich in der neuen

Welt mit einer massiven bis völligen Entwertung ihres Kapitals konfrontiert. Wohl existierten die Güter und Fähigkeiten nach wie vor, allerdings erwiesen sie sich im veränderten Bezugsrahmen der US-amerikanischen Lebensrealität vielfach als Devisen mit marginalem Wechselkurs.

Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen ist das Fehlen von ökonomischem und objektiviertem kulturellem Kapital in Gestalt von Geld, Aktien, Pensionen, Grund- oder Firmenbesitz, Antiquitäten sowie Kunstwerken. Derartige Güter blieben im Regelfall in der alten Heimat, nunmehr im neu entstandenen Staatsgebiet der Ostmark, zurück. Die Geschichtsschreibung lässt über die in realiter stattgefundene staatlich gelenkte Beraubung der Emigranten wie die diesbezügliche Sorgfalt und Akkuratess des national-sozialistischen Regimes keine Zweifel offen.¹⁹ Derart sämtlicher, einen existentiellen Neubeginn begünstigenden bzw. das Dasein sichernden Ressourcen verlustig gegangen, betraten die Emigranten die Märkte des Aufnahmelandes mit den beiden verbleibenden Kapitalsorten: ihrem kulturellen wie ihrem sozialen Kapital.

Die Inflation des institutionalisierten Kulturkapitals sollte sich bei der mühsamen und langwierigen Suche nach Beschäftigungsmöglichkeiten bald abzeichnen. Dabei blickten die Neuankommenden bei ihrer Ankunft in den USA keinesfalls mit falschen Illusionen und der idealisierten Vorstellung vom „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ in die Zukunft. Helmut F. Pfanner beschreibt die Befindlichkeit der in New York eintreffenden Emigranten als Gefühlsmelange zwischen Bangen und Hoffen, als eine emotionale Achterbahnfahrt zwischen dem Verlust der Existenz und der Chance auf einen Neubeginn.²⁰ Michael Winkler charakterisiert die Situation der deutschsprachigen Schriftsteller in New York weniger ambivalent: *„Die neue Welt erschien ihnen weder als das erhoffte Ziel einer langen Reise noch als der Beginn einer verheißungsvollen Zukunft. Sie galt vielen als ein zumeist mit Schrecken erlangtes Asyl in äußerster Ferne, wenn nicht gar als der Ort endgültiger Verbannung. Und mit diesem Exil blieb für die meisten von ihnen nur noch das Eingeständnis endgültiger Niederlage und die Erfahrung schier*

¹⁹ Vgl. Botz, Gerhard: *Arisierungen in Österreich (1938-1940)*, In: Stiefel, Dieter (Hrsg.): *Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und ‚Wiedergutmachung‘*. München 2001, S. 29-56.

²⁰ Vgl. Pfanner, Helmut F.: *Eine späte Geliebte. New York*

aus der Sicht deutscher und österreichischer Emigranten. In: Koebner, Thomas (Hrsg.): *Fluchtpunkte des Exils und andere Themen. Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Band 5*. München 1987, S. 40-54, S. 41.

endloser Einsamkeit verbunden.“²¹ Die ökonomischen Rahmenbedingungen, die die Emigranten zum Zeitpunkt ihrer Einreise erwarteten, standen tatsächlich nicht unter den besten Vorzeichen: Das Land rang seit der Großen Depression, der 1938/39 neuerlich eine wirtschaftliche Flaute folgte, mit einer anhaltend hohen Arbeitslosenquote.²² Selbst Roosevelts Politik des New Deal konnte dieser Misere nur geringfügig entgegenwirken. Erst mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg im Jahr 1941 gelang es, diese Wirtschaftskrise zu überwinden.²³ Wenig überraschend geriet die Suche der Emigranten aus Hitler-Deutschland und Österreich nach einer geeigneten Beschäftigung, vor allem nach einer qualifizierten, der Ausbildung entsprechenden Tätigkeit, zunächst zu einer deprimierenden Erfahrung. Berufe, die an Studium und akademischen Abschluss gekoppelt waren, wurden oft nicht anerkannt: Ärzte – aufgrund der unter Emigranten hohen Anzahl an ihnen einer außergewöhnlichen Konkurrenzsituation ausgesetzt – sahen sich mit einer Reihe von rigorosen Prüfungen medizinischer wie sprachlicher Natur konfrontiert. Erst nach erfolgreicher Überwindung dieser veritablen Hürden erhielten sie die Erlaubnis, ihren Beruf auszuüben. Juristen, mit einem neuen Rechtssystem konfrontiert, mussten das erforderliche Wissen völlig neu erwerben, mussten in der Regel den Umstieg in ein anderes Berufsfeld wählen.²⁴ Die besten Chancen auf eine Weiterbeschäftigung in ihrem genuinen Arbeitsbereich hatten Handwerker.²⁵ Kein Wunder, lässt sich eine manuelle Fähigkeit doch unabhängiger von den äußeren Rahmenbedingungen ausüben. Für die Printmedienlandschaft weiß die Forschung von einer Ende der 30er Jahre einsetzenden Rezession zu berichten, die für nahezu ein Drittel der amerikanischen Presseleute in der Arbeitslosigkeit endete.²⁶ Diese angespannte Situation trug wenig zu kollegialem, nicht von Konkurrenz bestimmtem Denken in der Branche bei, beförderte den Eintritt der deutschsprachigen Journalisten in die amerikanischen Redaktionsstuben gewiss nicht.

Abseits davon ist wohl kaum ein anderer Beruf so sehr an sprachliches Vermögen, an verbale Manövrierfähigkeit geknüpft – eine Kompetenz, die für die Emigranten vorerst nur in der deutschen Sprache gegeben war. Zum linguistischen Handicap hinzukommend, hatten die stilistischen Anforderungen, die Formulierung in knappen, pointierten Sätzen wie das Berufsbild des Sensationsjournalisten, des Muckrakers und Fließbandschreibers insgesamt mit dem Journalismus europäischer Prägung, in dem auf Sprachgefühl, persönlichen Stil vor allem aber auf Kommentierung und Reflexion gesetzt wurde, wenig gemein. Während die Sprachakrobaten in Europa einer sozialen Elite angehörten, räumte die amerikanische Gesellschaft ihren im Stakkatostil textenden Zeilenschindern keinen hohen Status ein.²⁷ Diese suboptimalen Rahmenbedingungen, gepaart mit dem zeitlichen Zusammentreffen der Ankunft der deutschsprachigen Journalisten, standen einer problemlosen Etablierung auf dem neuen Markt entgegen. So konkretisiert Winkler, „dass die Hälfte der etwa 150 journalistisch-publizistisch tätigen (deutschsprachigen, Anm. G. F.) Exilanten in New York in den Jahren 1940/41 ankam“²⁸, während Schneider die im selben Zeitraum in der Metropole am Hudson eintreffenden deutschsprachigen Journalisten mit 83 von insgesamt 168 Personen beziffert.²⁹ Erst mit dem Eintritt der USA ins Kriegsgeschehen entstand begrenzte Nachfrage nach publizistischen Persönlichkeiten, die im Sinne von Experten die Kriegereignisse in Europa zu deuten und zu kommentieren wussten. Wie Schneider allerdings resümierend feststellt: „Einer Berufung auf Erfahrung und frühere Prominenz begegnete man in Amerika kaum mit der gewohnten Hochachtung (...).“³⁰

Die Etablierung von Wissenschaftlern aus Europa an amerikanischen Universitäten charakterisiert Winkler – trotz der Existenz von Einrichtungen wie dem „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“ – als schleppend. Als Ursache für die Zurückhaltung der amerikani-

²¹ Winkler, Michael: *Die Großstadt New York als Thema der deutschsprachigen Exilliteratur*. In: Spalek, John M / Strelka, Joseph (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2. New York. Teil 2*. Bern 1989, S. 1367-1384, S. 1367f.

²² Vgl. Winkler, Michael: *Metropole New York*. In: Krohn, Claus Dieter (u. a.): *Metropolen des Exils. Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Band 20*. München 2002, S. 178-198, S. 101.

²³ Vgl. Pfanner, *Eine spröde Geliebte*, S. 44.

²⁴ Vgl. Ebd., S. 45f.

²⁵ Vgl. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.): *Österreicher im Exil. USA 1939 – 1945.*

Eine Dokumentation. Band 1. Wien 1995, S. 247.

²⁶ Vgl. Winkler, *Metropole New York*, S. 185; vgl. Schneider, Sigrid: *Deutschsprachige Journalisten und Publizisten im New Yorker Exil*. In: Spalek, John M / Strelka, Joseph (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2. New York. Teil 2*, Bern 1989, S. 1257 – 1299, S. 1260.

²⁷ Vgl. Schneider, *Deutschsprachige Journalisten und Publizisten*, S. 1259.

²⁸ Winkler, *Metropole New York*, S. 185.

²⁹ Vgl. Schneider, *Deutschsprachige Journalisten und Publizisten*, S. 1259.

³⁰ Ebd., S. 1260.

sehen Kollegen lässt sich aufs Neue ein höchst divergierendes, schwer kompatibles Berufsrespektive Wissenschaftsverständnis erkennen. So stand eine Fokussierung auf Empirie und Statistik, auf psychologisch-behavioristische Positionen und quantitative Forschung in Amerika, eine an Theorie und Abstraktion orientierte Kopfarbeit in Europa gegenüber. Ausnahmen bilden die auf persönliche Initiativen gegründete „New School for Social Research“ von Alvin Johnson wie das von Max Horkheimer geleitete „Institute for Social Research“.³¹ Peter Eppel skizziert die Situation weniger drastisch, fokussiert in seinen Ausführungen allerdings vor allem die Chance auf Lehr- weniger auf Forschungstätigkeit. Im Lehrbetrieb galt es allerdings, die aus der Heimat gewohnte Methode des Frontalvortrags wie des Beharrens auf professorale Autorität zu revidieren. Diskurs, Diskussion wie kollegialer Umgang mit den Studenten zählte an den amerikanischen Universitäten und Colleges bereits zum pädagogischen Konzept.³² Eine unmittelbare Übertragung ihrer Kapazitäten als Schauspieler wie Regisseure auf die Theaterlandschaft New Yorks erwies sich aufgrund der an kommerziellem Unterhaltungstheater interessierten Bühnen ebenso als unmöglich³³, wie sich die Erfahrungen des europäischen Films auf die amerikanische Realität mit ihrem Zentrum Los Angeles nur in vereinzelt Bereichen – wie in seltenen, mittlerweile berühmten Einzelfällen – übertragen ließen.³⁴

Die Entwertung der Bildungs- und Berufstitel, nach Bourdieu institutionalisiertes Kulturkapital, schwankt demnach zwischen völligem Verlust über Teileinbußen bis zu erforderlicher Neuinvestition, um das Kapital zu erhalten. Neuinvestition ist hier gleichbedeutend mit Zeitinvestition, mit jahrelangem Lernen und Ausbildung vielfach neben einem Brotberuf. Die Anga-

ben zur Rendite dieser Bemühungen, die nach mehreren Jahren eingeholt werden konnte, weichen voneinander ab: „Von den intellektuellen Flüchtlingen aus Österreich haben einige Jahre nach ihrem Eintreffen in den USA (Donald Peterson) Kents Studie zufolge mehr als die Hälfte, nach (E. Wilder) Spaulding beinahe drei Viertel wieder in ihren erlernten Berufen Verwendung gefunden.“³⁵ Wenig abweichend davon verhält sich die Transformation des inkorporierten Kulturkapitals, die Umwandlung von Wissen und Bildung, sei es in materielles Gut oder in soziale Anerkennung. Die Haltung der Amerikaner zum Flüchtlingsstrom aus Europa beschreibt Winkler: „Gebildete Deutsche zumal gelten ihm [dem Amerikaner, Anm. G. F.] häufig als unangenehm rechthaberisch. Auf Kritik von ‚Ausländern‘, besonders wenn sie sich öffentlich artikuliert, reagierte der ‚Durchschnittsamerikaner‘ gereizt – trotz der Versicherung: ‚You’re entitled to your opinion.‘“³⁶ Auch Pfanner führt an, dass viele Intellektuelle zunächst weder soziale Anerkennung noch Erfolg auf dem Arbeitsmarkt erzielen konnten. Neu- und Umorientierungen standen deshalb an der Tages-

ordnung. Finanziert wurden diese statussichernden Projekte meist von den Ehefrauen: „Viele deutsche und österreichische exilierte Intellektuelle haben sich in New York beruflich nur etablieren können, weil ihre Frauen in der Zwischenzeit für ihren täglichen Unterhalt gesorgt haben.“³⁷ Während die Frauen also als Hausbedienstete, Reinigungskräfte, Näherinnen oder Fabrikarbeiterinnen für die existentielle Grundversorgung aufkamen, konnten die Männer einer Ausbildung nachgehen. Künstlerkarrieren und damit Arbeiten, die weniger an institutionalisierte Abschlüsse, denn an soziale Anerkennung gekoppelt waren, erfuhren in der Neuen Welt häufig ein abruptes Ende: Die massiven Differenzen des Herkunfts- und des Aufnahmelandes im Bereich Kunst und Kultur, die Kluft zwischen den Maßstäben, die an schöpferische Leistungen

Während die Frauen für die existentielle Grundversorgung aufkamen, konnten die Männer einer Ausbildung nachgehen.

³¹ Vgl. Winkler, *Metropole New York*, S. 190 f; vgl. Stadler, Friedrich (Hrsg.): *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930 – 1940*. Wien – München 1987; Stadler, Friedrich (Hrsg.): *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*. Wien – München 1988.

³² Vgl. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher im Exil*, S. 247f.

³³ Der Autor berichtet von der Praxis des Umschreibens und Anpassens selbst inhaltlich kompatibler europäischer Stücke an mentalitäts- und alltagskulturelle Verhältnisse

in Amerika durch professionelle Autoren. Vgl. Winkler, *Metropole New York*, S. 188.

³⁴ Vgl. Bahr, Ehrhard: *Los Angeles als Zentrum der Exilkultur und die Krise des Modernismus*. In: Krohn, Claus Dieter u. a.: *Metropolen des Exil. Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Band 2*. München 2002, S. 199-212, S. 202.

³⁵ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher im Exil*, S. 249.

³⁶ Winkler, *Metropole New York*, S. 180.

³⁷ Pfanner, *Eine spröde Geliebte*, S. 46.

in Amerika und in Europa angelegt wurden, die fehlende Passung zwischen Innen- und Außenwelt sollten sich in den meisten Fällen als unüberwindbar groß darstellen.³⁸ Prekär erging es etwa den Schriftstellern, die ihre Hoffnungen, auf dem Markt der deutschsprachigen Emigranten Leser zu finden bzw. in englischen Übersetzungen publizieren zu können, in weiten Teilen revidieren mussten. Um mit Wulf Koepke zu sprechen: „Was zu ‚europäisch‘ aussah, in Inhalt, Stil und Form, verfiel durchweg einer freundlichen Ablehnung.“³⁹ Im von einer Wirtschaftsdepression geplagten Amerika stand weder Sozialkritik, psychologisierende Analyse und innerer Monolog noch neue experimentielle Literatur hoch im Kurs. Vielmehr signalisierte das US-Publikum Interesse an von Optimismus getragener und dem Entwicklungsroman, jedenfalls der progressiven Narration zuzuordnender Literatur.⁴⁰ Die kulturell andersgearteten Erwartungen des Publikums korrespondierten mit den völlig divergierenden Profilen der amerikanischen Verlage: „Die Autoren erlebten nicht nur den Kulturschock Amerika, sie traten auch einem kommerziell straff organisierten Verlagswesen gegenüber, das wenig Sinn für literarischen Rang und vergangene Verdienste hatte und ganz allein nach den Verkaufschancen der Bücher urteilte.“⁴¹ Erfolgreiche Ausnahmen bildeten freilich Autoren mit Namen, wie etwa Thomas Mann, Franz Werfel oder Lion Feuchtwanger. Weniger prominente Schriftsteller und Intellektuelle bargen allerdings selbst für literarisch interessierte und engagierte Verlage ein zu hohes Verlustrisiko.⁴² Wie diese exemplarischen Ausführungen – orientiert an in den Exilzeitschriften auftauchenden sozialen Feldern – zeigen, kann von einem enormen Defizit sämtlicher Formen des kulturellen Kapitals in der

erzwungenen Emigration ausgegangen werden. Der Transfer der Güter in einen neuen Markt sollte nicht ohne erheblichen, in manchen Fällen unleistbar hohen Passungsaufwand erfolgen.

Die Übertragung des sozialen Kapitals stellte sich als schwieriges, wenngleich nicht unpassierbares und für einen Teil der Emigranten ebenso wenig unrentables Unterfangen dar. Geleistet wurde der Transfer vor dem Hintergrund eines weitgehenden Fehlens von Anknüpfungspunkten an die amerikanische Aufnahmegesellschaft: Bestehende amikale Beziehungen mit Bürgern der Vereinigten Staaten werden in den lebensgeschichtlichen Quellen – respektive in den gesichteten Nachlässen – nur selten dokumentiert. Kontakte resultierend aus dem für ein Einwanderungsvisum erforderlichen Affidavits of support, einer Bürgerschaft eines amerikanischen Staatsbürgers, wonach der Neueinwanderer dem amerikanischen Staat finanziell nicht zur Last fallen solle, sondern vielmehr vom Unterzeichnenden gestützt werde⁴³, dienten häufig nur dem Schein, wurden in realiter nicht gepflegt. So erinnert sich etwa Robert Breuer, der von einem in Oregon lebenden Geschäftsfreund seines in England ansässigen Veters ein Affidavit erhielt: „Natürlich teilte ich meinem Affidavitgeber mit, in New York angekommen zu sein, dankte ihm erneut, mir damit den Weg nach Amerika gebahnt zu haben. Er freute sich über meine Ankunft, hieß es in seiner Antwort, und er hoffe, es sei das letzte Mal gewesen, dass er von mir etwas erfahren hat ...“⁴⁴ Peter Eppel charakterisiert die Stimmung der amerikanischen Öffentlichkeit infolge der hohen Arbeitslosigkeit bis zur Deeskalation der wirtschaftlich angespannten Lage mit Kriegseintritt 1941 als durchweg immigrationsfeindlich.⁴⁵

³⁸ Ebd.

³⁹ Koepke, Wulf: *Exilautoren und ihre deutschen und amerikanischen Verleger in New York*. In: Spalek, John M. / Strelka, Joseph (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2. New York. Teil 2*. Bern 1989, S. 1409-1445, S. 1413.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Ebd., S. 1439.

⁴² Vgl. Winkler, *Eine spröde Geliebte*, S. 183.

⁴³ Nach Helmut F. Pfanner existierte die gesetzliche Bestimmung des Affidavits seit dem Jahr 1882 und war damit die erste Einreisebeschränkung, die das Einwanderungsland Amerika potenziellen Zuwanderern auferlegen sollte. 1917 erfolgte eine weitere Beschränkung, nach der Angehörigen revolutionärer Gruppen die Einreise verweigert wurde. Das Quotensystem trat erstmals 1924 in Kraft. vgl. Pfanner, *Eine spröde Geliebte*, S. 40. Peter Eppel beschreibt die Einwanderungsgesetzgebung der Vereinigten Staaten in den Jahren 1921, 1924 und 1929 als „außerordentlich differenziertes und kompliziertes Geflecht von Ausführungsbestimmungen.“ (Dokumentationsarchiv

des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher im Exil*, S. 30), dass für österreichische Flüchtlinge des NS-Regimes in etwa folgendes bedeuten sollte: „Der Antragsteller für ein Einwanderungsvisum (immigrant visa) in die USA musste sich als erstes beim nächstgelegenen amerikanischen Konsulat in die Warteliste seiner Quote eintragen lassen und einen Fragebogen ausfüllen. Wenn dann die entsprechende Quotennummer an die Reihe kam und der Konsul eine Bürgerschaftserklärung (Affidavit) in Händen hielt, die er als ausreichende Garantie dafür erachtete, dass der Antragsteller nicht der amerikanischen Öffentlichkeit zur Last fallen werde, wurde der Antragsteller vorgeladen und musste in der Regel u. a. noch Reisepass, zwei Geburtsscheine, zwei Trauscheine, zwei ‚Sittlichkeitszeugnisse jüngsten Datums‘ sowie eine in vorgeschriebener Weise erworbene Schiffskarte vorweisen und den Konsul davon überzeugen, dass er nicht den amerikanischen Präsidenten ermorden werde.“ Ebd., S. 33.

⁴⁴ Breuer, Robert: *Der lange, mühevollen Weg ins Exil. Als Wiener Journalist in New York*. In: *medien&zeit*, 1/1988, S. 27-30, S. 29.

Neben Arbeitslosigkeit und Konkurrenzangst nennt er Antimarxismus und Antikommunismus, Antisemitismus, Nationalismus und Isolationismus sowie die Angst vor einer „Fünften Kolonne“ als Gründe für die Haltung der US Bürger.⁴⁶ Im Gegensatz zur restriktiven Einwanderungspolitik des Staates standen freilich Initiativen von Privatpersonen sowie religiösen, vorwiegend jüdischen Organisationen. Eine handvoll Einrichtungen und Privatinitiativen – durchwegs auch von amerikanischen Bürgern – fungierten bei der Ausstellung von Affidavits und der Suche nach neuen Affidavitgebern als vielfache Lebensretter.⁴⁷ Nicht zuletzt engagierten sich besonders aus Österreich Vertriebene für den Verbleib und die Rettung verfolgter Menschen aus der alten Heimat.⁴⁸

Mit der Ankunft im sicheren Hafen New York endeten bei den meisten Bestrebungen von Privatpersonen allerdings die Kapazitäten zur Unterstützung der Refugees. Dennoch legen die erhaltenen, greifbaren Briefe der Emigranten ein beredtes Zeugnis vom Bemühen um Aktivierung alter Kontakte, ehemaliger Freund- und entfernter Bekanntschaften ab. Die Rendite dieser Bemühungen lag in den meisten Fällen weniger in der direkten Transformation in die amerikanische Gesellschaft, rang in den ersten Jahren doch das Gros der Neo-Amerikaner um die eigene Positionierung im neuen sozialen System. Vielmehr aktualisierten die Korrespondierenden ihre Biographien, berichteten über ihre Erfahrungen in der Neuen Welt und erinnerten an Begegnungen und Begebenheiten in der alten Heimat. In der Exilforschung wird darüber hinaus immer wieder auf die Initiativen der emigrierten Österreicher zur Bildung von politisch motivierten Exilorganisationen hingewiesen. Eppel schätzt die Zahl der an weltanschaulichen Exilgruppierungen partizipierenden Österreicher in den USA auf etwa 10 Prozent der Hitlerflüchtlinge. „Sie

gründeten unzählige, großteils kurzlebige österreichische Exilorganisationen, deren jeweilige Zentrale meist in New York war (...).“⁴⁹ Demnach bemühten sich die Emigranten, ihre Parteiorganisationen, wenn auch in veränderter personeller Konstellation, in die neue Gesellschaft zu übertragen. Im Kontext dieser Zusammenhänge ist auch die Publikation von Exilzeitschriften zu betrachten. So veröffentlichten die vertriebenen Österreicher in den USA im Zeitraum von 1936 bis 1948 immerhin 28 Exilperiodika. Diese sprossen in den meisten Fällen im Umfeld politischer Gruppierungen, abseits davon widmeten sich die Zeitschriften kulturellen Themen und gaben Tipps zur Bewältigung des Alltags in der neuen Gesellschaft.⁵⁰ Charakteristisch für die Entstehung von Exilzeitschriften sind ihre höchst ungewöhnlichen Produktionsbedingungen. Finanzielle Interessen können weder seitens der unbezahlt arbeitenden Journalisten, noch der dahinter stehenden Organisationen ins Treffen geführt werden. Anzeigenerlöse, damit Auflagenhöhen und Reichweiten, sind Begriffe, die in der Terminologie der Exilpublizistik keine Bedeutung in sich bargen. Je nach Informant abweichende, vermutlich falsche Zahlenangaben zu den gedruckten Ausgaben, zur Statuskosmetik gerne großzügig nach oben gerundet, sind typische Phänomene der Exilpresse. Dennoch betont etwa der Berliner Exilforscher Hermann Haarmann, dass die Bedeutung der Produkte nicht in deren Verbreitung und der Größe des Leserkreises lag. Jede Zeitschrift, selbst als kurzlebige oder gar einmalige Produkt zeugt vom Lebensgefühl der Vertriebenen und birgt deshalb Relevanz in sich.⁵¹ Über der Leserschaft dieser Erzeugnisse, über ihre Resonanz außerhalb der Exilgemeinde, schwebt ein großes Fragezeichen. Zu vermuten ist allerdings eine deutliche Konzentration auf Österreicher im Exil. So postulierte bereits Lieselotte Maas: „Die meisten Periodika des Exils ähneln

⁴⁵ Gestützt wird diese Behauptung durch die Vielzahl der in den Washingtoner National Archives lagernden Schreiben besorgter Bürger an den US-Präsidenten Roosevelt die Immigration zu stoppen wie durch eine Umfrage der Zeitschrift „Fortune“ im Jahr 1939 wonach 83 Prozent der Amerikaner gegen eine Erhöhung der Einwanderungsquote für bedrohte Europäer votierten. vgl. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher in New York*, S. 37.

⁴⁶ Vgl. Ebd.

⁴⁷ Eppel nennt dazu etwa Varian Fry, Muriel Buttinger, Ira Hirschmann, Benjamin W. Huebsch, Alvin S. Johnson, Frank Kingdon, Dorothy Thompson und Sam Wachtell. vgl. Ebd., S. 38f.

⁴⁸ Eppel führt exemplarisch Wilhelm Boerner, Otto Habsburg und vor allem Joseph und Muriel Buttinger an. vgl. Ebd., S. 39.

⁴⁹ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.): *Österreicher im Exil. USA 1939 – 1945. Eine Dokumentation. Band 2*, Wien 1995, S. 231.

⁵⁰ Eine der Grundlagenforschung zuzuordnende akademische Abschlussarbeit erstellte eine, bis heute als vollständige geltende Bibliographie der österreichischen Exilzeitschriften in den USA. Vgl. Held, Susanne: *Österreichischer Journalismus im US-amerikanischen Exil. Exilzeitschriften-Bibliographie, Journalist(inn)en-Biographien sowie Anmerkungen zu den Erfahrungen und Lebensbedingungen österreichischer Exiljournalist(inn)en in den USA (1936 bis 1948)*. DA Wien 1991, S. 80ff.

⁵¹ Vgl. Haarmann, Hermann: *In der Fremde schreiben. Aspekte der Exilpublizistik. Eine Problemskizze*. In: Koebner, Thomas u. a.: *Publizistik im Exil und andere Themen. Exilforschung Band 7*. München 1989, S. 11-20, S. 13.

*schon in ihrem Äußeren, aber auch in ihren Inhalten sehr viel mehr Fach- oder auch Vereinsblättern als ‚normalen‘ Zeitungen. Es ging ja nicht zum wenigsten darum, sich in der Fremde zu sammeln und miteinander zu verständigen.*⁵² In Analogie dazu sind Exilverlage, Exiltheater wie auch Exilgalerien zu werten. Ein unter Mitwirkung mehrerer emigrierter Österreicher betriebenes Unternehmen zur Schaffung von Publikationsmöglichkeiten für Schriftsteller war der „Aurora“ Verlag.⁵³ Koepke subsumiert das Projekt „Aurora“ wie folgt: „Inhaltlich gesehen, bieten die Bände durchaus Beiträge zur Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit und sind zumeist an ein künftiges deutsches Publikum gerichtet, das sie jedoch in dieser Form nicht erreichten: sie wurden von anderen deutschen [respektive deutschsprachigen, Anm. G. F.] Emigranten in den USA gelesen.“⁵⁴ Hervor ging dieses Engagement aus einer Organisation deutschsprachiger Schriftsteller und Künstler mit dem Titel „Arbeitsgemeinschaft ‚Die Tribüne‘ für Freie Deutsche Literatur und Kunst in Amerika“. Im Herbst 1941 von Ferdinand Bruckner, Oskar Maria Graf, Berthold Viertel, Paul Dessau, Wieland Herzfelde, Stefan Heym, Friedrich Alexan und Otto Sattler gegründet, widmete sich die Gruppe der Organisation literarischer Abende und szenischer Lesungen.⁵⁵ Erklärtes Ziel war, durch gemeinsame, gebündelte Aktivitäten und Veranstaltungen Aufmerksamkeit für europäische Kunst zu erwecken, um der – mit Berthold Viertel gesprochen – „Hölle Hollywood“⁵⁶ zu entkommen. Dem Schicksal des „Aurora Verlages“ nicht unähnlich sollte auch der Kulturkampf der „Tribüne“ ebenso wie jener des „The Austrian Theatre“⁵⁷ vor allem in Exilkreisen auf fruchtbaren Boden fallen.

Politische Parteien, Zeitschriftenprojekte, Verlage, Theater, Veranstaltungshäuser: allesamt mit persönlichem Engagement und immenser Energie, häufig neben Brotberuf in den Abendstunden nach getanem Tagwerk betrieben. Meist getragen von der Hoffnung, die amerikanische Aufnahme-

gesellschaft zu erreichen, sei es durch politische Aufklärungsarbeit, sei es durch Bestrebungen, den europäischen Kulturbegriff transparent zu machen. Wie die Beispiele zeigen, versandete sowohl der weltanschauliche als auch der Kulturkampf nach einigen Jahren der Arbeit im Nichts, erzeugte wenig Echo und kaum Resonanz in der amerikanischen Umwelt. Auf der Folie der wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen, mit denen die Exilierten konfrontiert waren, stellt sich die Frage nach dem Erlös, den diese Investi-

tionen nach sich ziehen sollten. An diesem Punkt gilt es, die Kapitalsorten mit den Überlegungen zur Identitätsbildung in Beziehung zu setzen.

Erst dann erhalten diese, auf den ersten Blick einem Kampf gegen Windmühlen gleichenden Initiativen, Erklärkraft.

Wie die Beispiele zeigen, versandete sowohl der weltanschauliche als auch der Kulturkampf nach einigen Jahren der Arbeit im Nichts.

Identitätsarbeit im Exil

Unter kommunikationswissenschaftlichen Parametern betrachtet, handelt es sich bei der Identitätsbildung um einen Prozess mit dialogischem Charakter. Bereits George Herbert Mead betont dieses Wechselspiel zwischen Innen und Außen, weist auf Beobachtung und schließlich Reaktion hin. Wesentlich in Meads Theorie ist die Einführung des „I“, im Sinne eines inneren Bewusstseins, einer Antwort auf von Außen erwartete Identität und eines „Me“, verstanden als äußeres gesellschaftliches, sich selbst als Objekt erfahrendes Ich. Die Erfahrungen des „Me“, die sozialen Zuschreibungen tragen eine wesentliche Bedeutung im Prozess der Identitätsbildung: „Das Ich (I) reagiert auf die Identität, die sich durch die Übernahme der Haltungen anderer entwickelt. Indem wir diese Haltungen übernehmen, führen wir das Ich (Me) ein und reagieren darauf als ein Ich (I).“⁵⁸ Das Innere ist aber nicht als bloße Erfüllung von Rollenerwartungen zu verstehen, sondern äußert sich durch

⁵² Maas, Lieselotte: *Thesen zum Umgang mit der Publizistik des Exils*. In: Briegel, Manfred / Frühwald, Wolfgang: *Die Erfahrung der Fremde*. Weinheim 1988, S. 271-273, S. 271f.

⁵³ Zur Entstehung des Verlags und dessen wechselhafter Geschichte siehe Pfäfflin, Friedrich (Hrsg.): *Tribüne und Aurora. Wieland Herzfelde und Berthold Viertel. Briefwechsel 1940 – 1949*. Mainz 1990.

⁵⁴ Koepke, *Exilautoren*, S. 1434.

⁵⁵ Vgl. Pfäfflin, *Tribüne und Aurora*, S. 36.

⁵⁶ Ebd., S. 11.

⁵⁷ Vgl. Marx, Henry: *Exiltheater in New York 1933-1950*. In: Spalek, John M / Strelka, Joseph (Hrsg.): *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Band 2. New York. Teil 2*, Bern 1989, S. 1527-1548, S. 1531.

⁵⁸ Vgl. Mead, George Herbert: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main 1968, S. 217.

unerwartbare, überraschende Handlungen. Demnach zielt das Individuum ebenso auf Integration in und Akzeptanz durch die soziale Umwelt, wie es sein Selbst, seine Autonomie wie seine Originalität gegen die gesellschaftlichen Erwartungen behauptet. Erving Goffman bedient sich in seinem Werk „Wir alle spielen Theater“ der Bühnenmetapher, operiert mit Begriffen wie Glaube an die Rolle, dramaturgische Gestaltung, Ausdruckskontrolle, Regieanweisungen, um unsere alltägliche Identitätsarbeit zu illustrieren und bewusst zu machen. Wesentlich in seinem Modell ist die Einbeziehung der Rolle des Publikums. Während der Zuseher in der genuinen Bühnensituation bloßer Beobachter ist, mutiert er in der Realität zum Akteur. Er knüpft an Rolle und Text des Gegenübers an, strebt danach, die Handlung innerhalb des vordefinierten Rahmens voranzutreiben, Peinlichkeiten und Konflikte zu vermeiden. *„Die Gesellschaft hat sich so etabliert, dass jeder mit Recht erwarten darf, von den anderen nach seinen sozialen Eigenschaften eingeschätzt und behandelt zu werden. (...) Wenn dabei jemand eine Bestimmung seiner Situation entwirft, indem er sich als eine Person einer bestimmten Art vorstellt, erhebt er damit automatisch die moralische Forderung wonach die anderen ihn so einzuschätzen und zu behandeln hätten, wie es Personen seiner Art erwarten dürfen.“*⁵⁹ Umgebrochen auf die Subjektfrage benötigt das Individuum für eine stabile Identitätsbildung im Großen Akzeptanz durch die Umwelt, im Kleinen Interaktionen, die auf Loyalität und Kooperation, auf jenen unausgesprochenen Konsens der gegenseitigen Rücksichtnahme aufbauen. Dieses Konzept weiterentwickelnd postuliert Lothar Krappmann, dass dieser Ausverhandlungsprozess idealtypischerweise – wenngleich seltenstenfalls – in einem herrschaftsfreien Raum ablaufen sollte, sich die Interaktionspartner mindestens aber aufeinander einlassen und Interesse am Gegenüber signalisieren müssen.⁶⁰ Abseits dieser basalen Voraussetzung für erfolgreiche Identitätsbildung, bedarf es nach Krappmann vierer Fähigkeiten zur Beförderung des Erfolgs dieser Interaktion: Rollendistanz und damit die Kompetenz, normative soziale Ansprüche und Erwartungen nicht unreflektiert hinzunehmen, sondern über deren Rechtmäßigkeit, deren Wirkkraft wie deren situative Bedeutung nachzudenken.⁶¹ Empathie und Roletaking

und damit die Fähigkeit, sich auf Erwartungen anderer einzulassen, die Perspektive des Interaktionspartners zu antizipieren.⁶² Ambiguitätstoleranz respektive Bereitschaft, neben der erzielten Befriedigung resultierend aus der Interaktion auch ein gewisses Maß an Unzufriedenheit hervorgehend aus dem wechselseitigen Austausch, in Teilen auch nur dem Gegenüber entsprechenden Inhalten, zu akzeptieren.⁶³ Nicht zuletzt braucht es die Chance zur Identitätsdarstellung, die Möglichkeit, die Regie über die eigene Inszenierung und über die gewünschte Selbstpräsentation zu erhalten.⁶⁴ Eine Anwendung dieses Kriterienkatalogs an die oben dargestellten Rahmenbedingungen, mit denen die Emigranten nach ihrer Ankunft in Amerika konfrontiert waren, lässt über das Fehlen sämtlicher Voraussetzungen keinen Zweifel offen. Die Bewohner des Schmelztiegels New York, des Einwanderungslandes Amerika, signalisierten weder Interesse an den Neuankommenden, noch boten sie große Chancen zur Selbstdarstellung. Vielmehr setzte die Gesellschaft auf rasche Anpassung, auf ehestmögliches Abschleifen der kulturellen Eigenheiten, wie es in der Vergangenheit stets der Fall war. Voraussetzungen, die einer Partizipation der Austro-Amerikaner am öffentlichen Diskurs und vor allem einer Präsentation ihrer Geschichten entgegenstanden. Im Bestreben, ihr verlorenes Ich wiederzufinden, im Wunsch, ihr Inneres wieder zu stabilisieren, schuf sich die Gemeinde der Vertriebenen deshalb ihre eigenen Interaktionsräume und Ausverhandlungsfelder. Ziel war es, Plattformen zu kreieren, in denen von einer Wahrnehmung durch Andere ausgegangen werden konnte, in denen Interesse am Austausch gegeben war. So bildeten sich mitten im Makrokosmos der Großstadt New York eigene Mikrokosmen der Emigration, in denen die erforderliche Interaktion zur Subjektbildung möglich war. Nicht zuletzt konnte in diesen Räumen die Talfahrt ihrer Kapitalarten gestoppt und eine Konsolidierung erreicht werden. *„Für die alltägliche Identitätsarbeit sind zum einen nicht einfach ‚objektiv vorhandene Ressourcen‘ relevant, sondern das, was ein Subjekt an Ressourcen wahrnimmt – oder eben nicht wahrnimmt –, jene Ressourcen, die es sich erschließen und die es damit nutzen kann – oder eben nicht erschließen und nutzen kann.“*⁶⁵ Eine Bewertung des Transports der Bourdieuschen Kapitalarten

⁵⁹ Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 5. Auflage, München 2007, S. 16.

⁶⁰ Vgl. Krappmann, Lothar: *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. 10. Auflage, Stuttgart 2005, S. 25.

⁶¹ Ebd., S. 135ff.

⁶² Ebd., S. 147ff.

⁶³ Ebd., S. 151ff.

⁶⁴ Ebd., S. 169ff.

⁶⁵ Keupp, *Identitätskonstruktionen*, S. 198.

in ein anderes soziales System, gemessen an der Rendite der Transformation in die amerikanische Gesellschaft, rechtfertigt den Schluss auf kapitale Einbußen. Misst man dagegen den Ertrag an den kleinen, in sich eingeschlossenen Emigrationszirkeln, den – in Analogie zum von Spekulanten geprägten Begriff der Börsenblase – Emigrationsblasen, dann konnte die Entwertung in diesen kleinen Welten gestoppt werden. Inkorporiertes wie auch institutionalisiertes Kulturkapital stieß in diesen sozialen Systemen auf Akzeptanz und Anerkennung. Schriftsteller, Journalisten, Regisseure, Schauspieler und Musiker konnten in der Exilgemeinde auf den Erhalt ihres sozialen Status, erworben im Gestern einer längst untergegangenen Welt, zählen. Schöpferische Leistungen wurden in diesem Feld im Kategoriensystem und mit den definierten Achsen aus Europa gemessen und beurteilt. Politische Organisationen und deren Repräsentanten wussten um die Anerkennung, gegebenenfalls auch Ablehnung, jedenfalls um erwartbare Reaktionen, anknüpfend an vergangene Tage. Titel und Renommee bewahrten in diesen Welten ihre Strahlkraft, selbst Beziehungen und soziale Netzwerke wirkten wieder einend. Dieser Raum bot Optionen zur Ausverhandlung. Zusätzlich dazu half die Übernahme der bekannten Identitätsentwürfe bei der Überwindung der Orientierungslosigkeit. Emigranten, die sich dem Akkulturationsprozess an die neue Gesellschaft widersetzen, die ihr Dasein in Amerika als interimistische Phase, als Aufenthalt im Warteraum zwischen gestern und morgen begriffen, gerieten die Welten der Exilgemeinde zum Ort des Rückhalts und der Stütze zur Bewältigung der Situation. Selbst aus Österreich Vertriebene, die sich als Immigranten begriffen und ihre Zukunft in den USA sahen, erlaubte die Bezugnahme auf bekannte soziale Netzwerke ein erstes Krisenmanagement.

Brücke in die Gegenwart

Diese Überlegungen, abgeleitet aus den Rahmenbedingungen des Exils der aus Österreich in den 30er und 40er Jahren Vertriebenen, bergen nicht nur Erklärkraft für das Paradoxon der Exilpubli-

zistik gestern, sondern auch für die Situation und das Auftreten von Migranten und deren öffentlichen Plattformen heute. In der aktuellen Atmosphäre eines vielfach prognostizierten und zunehmend schwelenden Zivilisationskonfliktes tauchen Fragen nach religiösen und weltanschaulichen Minderheiten in westlichen Gesellschaften und deren abgekapselter, nach Außen hin abgegrenzter Existenz auf. Zeitgleich erlebt das akademische Interesse an den Identitäten von Migranten in Metropolen, am Selbstbild von Kindern mit migrantischem Hintergrund, eine Renaissance. Nicht zuletzt richtet auch die Öffentlichkeit ihre Fragen an die Forschung, sucht nach den Möglichkeiten der Verständigung und des kommunikativen Austauschs zwischen Migranten und Aufnahmegesellschaft. Ein Perspektivenwechsel, eine Betrachtung des Migrationsthemas mit dem Werkzeug der Kapitalsorten, der schwierigen Transformationsarbeit und der drohenden Rezession, mag die gesellschaftspolitische Forderung der Integration nicht nur als Bringschuld seitens der Zuwanderer deklarieren. Ist es doch das Aufnahmeland, das den Wechselkurs und damit den Wert der mitgebrachten Ressourcen festlegt. Darüber hinaus kann der kommunikative Austausch, der Dialog zwischen den Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft und den Menschen mit migrantischem Hintergrund vor der dargestellten Dynamik des Identitätsprozesses kaum unterschätzt werden. Schließlich bedingt doch die Basis jeder Identitätsbildung, eingeschmolzen in der Formel „Kein Ich ohne die Anderen“ je nach Interaktionsbereitschaft des Gegenübers eine Öffnung nach Außen oder eine Schließung und Abkapselung nach Innen. Nicht zuletzt sind Analogien nicht nur in der sozialen und politischen Passung nach Außen, sondern auch innerhalb der Diskurse der Migrationszirkel gestern und heute zu erwarten. Die Erforschung der – nach einer Konjunktur in den 80er und 90er Jahren heute in der Kommunikationswissenschaft marginalisierten – Exilpublizistik ermöglicht somit nicht nur eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, sondern vermag aus der Vergangenheit für die Gegenwart auch für die Zukunft einiges zu leisten.

Gaby FALBÖCK

Mag. phil., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Politikwissenschaft an der Universität Wien. Derzeit Doktorandin und Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien und der FH St. Pölten.

Verschiedene Vorträge und Publikationen zum Thema Exiljournalismus, Exil und Identität.

„Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen“

Die Exilpublizisten des „Austrian Labor Committee“ und ihre oft vergeblichen Bemühungen, nach Österreich zurückkehren zu können

Martin Putschögl

„Die österreichischen Sozialdemokraten und Gewerkschafter erheben den Anspruch, als die entscheidende Kraft innerhalb des österreichischen Volkes anerkannt zu werden. Gerade weil sie für die Freiheit des österreichischen Volkes kämpfen und seine Zukunft ernsthaft vorbereiten wollen, lehnen sie die unernste Vordringlichkeit reaktionärer Gruppen und politisch unbedeutender Emigrantenkomitees ab.“¹

Karl Hans Sailer ließ schon in der ersten Nummer der „Austrian Labor Information“ vom April 1942 keine Zweifel darüber aufkommen, dass sich das in New York von österreichischen Sozialisten gegründete „Austrian Labor Committee“ (ALC) lediglich als Gruppierung von Exilierten sah, die vor Hitlers Truppen fliehen mussten, bei der ersten Gelegenheit aber wieder nach Österreich zurückkehren und dort eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau des Landes spielen wollten. Sailer war neben Otto Leichter einer der beiden Redakteure der ab diesem Zeitpunkt monatlich erscheinenden Exilzeitschrift. Sailer und Leichter repräsentieren zwei der rund 30.000 Österreicherinnen und Österreicher, die die Flucht vor Hitler bis in die USA getragen hatte.² Nach einer Schätzung des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (DÖW) waren etwa zehn Prozent davon politisch aktiv.³ Sie gründeten eine Reihe von Exilorganisationen, um ihre Vorstellungen eines zukünftigen Österreich politisch durchsetzen zu können und auf die US-amerikanische Außenpolitik ebenso wie auf die amerikanische Bevölkerung in ihrem Sinne einwirken zu können.

Gründung des Austrian Labor Committee

Unter den österreichischen Sozialisten hatte es schon im Brünnener und Pariser Exil Uneinigkeit

gegeben; letztlich wurde die „Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten“ (AVÖS) in Paris de facto lahmgelegt. In New York war es zunächst Friedrich Adler, der sich lange weigerte, im Exil politisch bzw. publizistisch aktiv zu werden. Die Aktivitäten der Legitimisten unter der Führung Otto Habsburgs sowie der Kriegseintritt der USA nach dem Überfall Japans auf Pearl Harbour vom 7. Dezember 1941 änderten dies jedoch; im Februar 1942 wurde das ALC gegründet, kurz danach mit der Herausgabe zweier Zeitungen begonnen, der englischsprachigen „Austrian Labor News“ und der deutschsprachigen „Austrian Labor Information“, im Folgenden kurz ALINF genannt. Insbesondere die ALINF sollte den Zusammenhalt der sozialistischen Emigration in den USA gewährleisten (gleichsam als „Ventil“ für die internen Streitigkeiten dienen), aber auch als Diskussions-Plattform und als Medium der Agitation gegen die „monarchistischen Umtriebe“ dienen.

„Je länger wir in U.S.A. sind, umso intensiver macht sich bei vielen das Bedürfnis geltend, einen Ersatz für das, was uns in Europa wichtig und teuer war, zu schaffen. Und dieses Bedürfnis ist umso begreiflicher, als es in U.S.A. keine sozialdemokratische Publikation gibt, die der Tradition und dem Geiste unserer österreichischen Parteipresse auch nur annähernd entsprechen würde“, umriss Adler in der Nummer 1 der ALINF die Gründe dafür, weshalb man nun wieder eine Publikation herausgeben wolle.

Für die Organisationsform des ALC wurde ein System mit einem „engeren“ und einem „weiteren“ Ausschuss gewählt. Ersterem gehörten neben Friedrich Adler noch Manfred Ackermann, Julius Deutsch, Ernst Papanek, Karl Hans Sailer und Otto Leichter an. Im „weiteren Ausschuss“ saßen die Mitglieder des „engeren Ausschusses“ und Wilhelm Ellenbogen sowie sechs Genossen, die nicht in New York wohnhaft waren: Hugo Breitner, Karl Heinz, Berthold König, Ernst

¹ Karl Hans Sailer: *Aufgaben in der Emigration*, in: *Austrian Labor Information* Nr. 1/April 1942, S. 5f.

² vgl. Erika Weinzierl: *Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938-1945*, Graz-Wien-Köln 1985,

S. 51f.

³ vgl. Peter Eppel (Hrsg.): *Österreicher im Exil. USA 1938-1945*, hrsg. vom *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes*, Bd. 2, Wien 1995, S. 231.

Winkler (alle in Kalifornien), Carl Furtmüller und Jacques Hannak (beide in Philadelphia). Es kam allerdings mehrmals zu Umbesetzungen; die wichtigste davon war, dass sich Adler, der sich schon im Zeitraum rund um die „Moskauer Deklaration“ (November 1943) zunehmend in seiner Meinung vom Rest der Gruppe isoliert hatte, zurückzog und den Vorsitz des ALC im Mai 1944 an den damals schon 80-jährigen Ellenbogen übergab.

Habsburg als zweiter erklärter Feind

Neben den beiden Redakteuren Karl Hans Sailer und Otto Leichter wurde Julius Deutsch mit der Verwaltung der ALINF betraut. Die Zeitschrift erschien – abgesehen von wenigen Ausnahmen – monatlich, bis Mai 1945 insgesamt 37-mal.

Inhaltlich spielten Berichte aus Europa eine sehr große Rolle. Schon von Beginn an war dem ALC aber auch klar, wer neben Hitler das zweite erklärte Feindbild sein würde – und dieser Gegner befand sich anders als der „Führer“ direkt vor der Haustür: Otto Habsburg, seit 1940 ebenfalls in den USA, setzte alles daran, eine österreichische Exilregierung und ein „österreichisches Bataillon“ innerhalb der US-Armee unter seiner Führung aufzubauen. Beim ALC war man sich der großen Wirkung Habsburgs auf einflussreiche Kreise der US-Politik bewusst, entsprechend scharf wurde gegen den Kaisersohn agitiert.

Schon ab Sommer 1943 – und damit einige Monate vor Beschluss der „Moskauer Deklaration“ – nahmen außerdem Diskussionsbeiträge zur Zukunft Österreichs in der ALINF einen breiten Raum ein; diese wurden umso konkreter, je näher der mögliche Zeitpunkt der Befreiung der alten Heimat rückte. In der Nummer 16/17 (Juli/August 1943) veröffentlichte die Redaktion beispielsweise auf elf (!) von 24 Seiten eine Diskussionsgrundlage des ALC über „Österreichs Wirtschaftsprobleme nach Hitlers Sturz“.⁴

Eine vom Autor für seine Diplomarbeit vorgenommene quantitative Inhaltsanalyse kam zu dem Ergebnis, dass von den insgesamt 462 Seiten der ALINF (Beilagen wie die „Austrian Labor News“ oder die „Freie Tribüne des internationa-

len Sozialismus“ nicht eingerechnet) ein knappes Viertel, nämlich 23,12 Prozent, für „Ereignisse im besetzten Europa“ (Kriegsverlauf, Widerstand in Österreich und Europa, Berichte über Exekutionen etc.) verwendet wurden. Texte zur „Zukunft Österreichs“ folgten mit 16,26 Prozent auf Platz zwei, die Kategorie „Zukunft Europas“ folgte mit großem Abstand auf Platz drei (8,68 Prozent). Für „Exilpolitik“ wurden lediglich 6,84 Prozent verwendet.⁵

Mit Diskussionsgrundlagen und Grundsatzpapieren wurde also schon ab Sommer 1943 in der ALINF damit begonnen, den Wiederaufbau Österreichs vorzubereiten. Die Gewichtung der Themenschwerpunkte sorgte allerdings für heftige Debatten – und führte schließlich zum Bruch Adlers mit dem ALC. Zeit seines Lebens ein Kämpfer für die „gesamtdeutsche sozialistische Revolution“, pochte Adler im Exil auf das „Selbstbestimmungsrecht“ der österreichischen Bevölkerung, im Vertrauen darauf, dass sich am Ende dieses neuerlichen Weltkrieges – wie schon 1918 – die Volksmassen erheben würden. Die meisten anderen ALC-Mitglieder schienen sich aber nach der „Moskauer Deklaration“ damit abgefunden zu haben, dass die Zukunft Österreichs von den Alliierten abhängig sein würde, und akzeptierten diese Tatsache – Adler tat dies nie.

Je weiter entfernt, desto weniger kehrten zurück

Als es mit dem „Dritten Reich“ zu Ende ging, standen die Exilanten vor der schweren Entscheidung, ob sie die mühsam aufgebaute Existenz in der neuen Heimat gegen die in Österreich und Europa herrschenden Unsicherheiten tauschen sollten. „Was unsere Rückkehr anlangt, so brenne ich darauf, am ersten Tag, an dem sie möglich ist, sie zu vollziehen. Ich fürchte nur, man wird uns hier zunächst nicht hinauslassen“, hatte Wilhelm Ellenbogen, die „graue Eminenz“ der österreichischen Sozialisten in den USA, schon im September 1944 eine vage Vorahnung.⁶ Fritz Hausjell kam in einer Untersuchung zu dem Schluss, dass von insgesamt 172 im „Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933“ genannten österreichischen

⁴ Österreichs Wirtschaftsprobleme nach Hitlers Sturz. Diskussionsgrundlage des Austrian Labor Committee, in: Austrian Labor Information Nr. 16/17, Juli/August 1943, S. 1ff.

⁵ vgl. Martin Putschögl: *Gegen Hitler und Habsburg. Die in*

New York erschienene österreichische Exilzeitschrift „Austrian Labor Information“ (1942-1945). Eine Monographie, Diplomarbeit, Wien 2005, S. 132ff.

⁶ Brief v. Wilhelm Ellenbogen an Hugo Breitner v. 15. September 1944, IISG/Adler-Archiv, Mappe 84.

Journalisten (Personen, die in Österreich zwischen 1918 und 1938 journalistisch tätig waren) bis 1950 insgesamt 48 (27,9 Prozent) und nach 1950 bzw. zu unbekanntem Zeitpunkt weitere zwölf zurückgekehrt waren. 56 (32,6 Prozent) blieben im Exil, 16 starben noch vor 1945 im Exil. Die meisten der aus dem Exil heimgekehrten österreichischen Publizisten und Journalisten waren sowohl vor als auch nach dem Exil den Sozialdemokraten zuzurechnen, die zweitstärkste Gruppe bildeten die Kommunisten. Allerdings stellten auch unter den Nichtrückkehrern die Sozialdemokraten mit rund 30 Prozent die Mehrheit.⁷

Weiters fand Hausjell heraus, dass die österreichischen Publizisten und Journalisten umso seltener nach Österreich zurückkamen, je weiter sie sich in ihrer Flucht von ihrem Heimatland entfernt hatten. Die Mehrzahl der in die USA Geflüchteten blieb nach 1945 dort (48,1

Prozent) oder war noch vor 1945 im Exil verstorben (9,1 Prozent), während nur 40,7 Prozent zurückkehrten. Im Vergleich dazu kehrten aus der UdSSR knapp 70 Prozent der Emigranten zurück, was allerdings dadurch erklärt werden kann, dass ins sowjetische Exil fast ausschließlich Kommunisten gegangen waren, unter denen der Anteil der Rückkehrer besonders hoch war. Aus Großbritannien kehrten 60 Prozent zurück.⁸ Was wohl die meisten Emigranten, die eine Rückkehr zumindest in Erwägung gezogen hatten, letztlich davon abhielt, waren einerseits die großen Bedenken über die Einstellung der österreichischen Bevölkerung den Rückkehrern gegenüber, und andererseits das fast völlige Ausbleiben von Aufrufen zur Rückkehr aus dem neuen demokratischen Österreich.

Als einziger „offizieller“ Amtsinhaber wandte sich der Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung, Viktor Matejka (der auf einem KPÖ-Mandat in der Wiener Stadtregierung saß), von sich aus an exilierte Künstler und Wissenschaftler. In seinem Offenen Brief „An die österreichischen Künstler

und Wissenschaftler in den USA“, der in den Exilzeitschriften „Austro American Tribune“ (New York; November 1945) und „Nueva Austria“ (Buenos Aires; Jänner 1946) abgedruckt wurde, lud er sie ein, am Aufbau des künstlerischen Lebens, insbesondere bei der Bereitstellung von „zeitgemäßem Lehr- und Lesematerial“, mitzuwirken.⁹

Von sozialdemokratischer Seite wurden einzig Rosa Jochmann und Gabriele Proft im Namen der „Reichskonferenz der Sozialistischen Frauen Österreichs“ aktiv und verfassten einen Offenen Brief an alle vertriebenen Gesinnungsgenossinnen, in dem die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen zum Ausdruck gebracht wurde. Der Brief wurde im Februar 1946 in „The Austrian Republic“ (New York) veröffentlicht.¹⁰

Viele Österreicher sahen bei einer Rückkehr der meisten Emigranten aber auch ihre beruflichen Positionen, ihre „arisierten“ Wohnungen, Möbel oder Geschäfte in Verlustgefahr.¹¹ Unter anderem die „Wohnungsnot“ war es auch, auf die sich Vizekanzler Adolf Schärf bezog, um

Wilhelm Ellenbogen – zwar nicht wortwörtlich, aber doch unmissverständlich – von einer Rückkehr abzuraten. Auch der Vorwurf, die Partei im Stich gelassen zu haben, lässt sich aus seinem Brief vom März 1946 leicht herauslesen:

Wir haben ein Gesetz geschaffen, wonach alle Ausbürgerungen und Verluste von Staatsbürgerschaften in Folge der politischen Ereignisse – vom Jahre 1934 angefangen – rückgängig gemacht werden. Dieses Gesetz ist jetzt schon über ein halbes Jahr alt. Wir haben ebenso ein Gesetz gemacht, wonach alle aus politischen oder rassischen Gründen aus dem öffentlichen Dienst Entfernten wieder unter Anrechnung der Dienstzeit, jedoch ohne Nachzahlung der Bezüge, in ihren Posten eintreten können.

Allerdings die Reise nach Österreich zu finanzieren, sind wir außerstande. Der österreichische Schilling hat keinen solchen Kurs, dass man damit Dollars bezahlen könnte.

Wenn Sie meinen, dass die Stimmung der Gesamtbevölkerung gegen die Rückkehr der

⁷ vgl. Fritz Hausjell: *Österreichische Journalisten und Publizisten im Exil (1933/34 bis 1945). Eine Fallstudie, unter Mitarbeit von Josef Gebetsroither*, in: Friedrich Stadler (Hrsg.): *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940*, Wien-München 1987, S. 304-342, hier: S. 326f.

⁸ vgl. Ebd., S. 329.

⁹ vgl. Eppel, *Österreicher im Exil Bd. 2*, S. 712ff.

¹⁰ vgl. Ebd., S. 714.

¹¹ vgl. Peter Eppel: *Österreicher in der Emigration und im Exil 1938 bis 1945*, in: Friedrich Stadler (Hrsg.): *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Wien-München 1988, S. 77.

Flüchtlinge von 1938-1939 eingestellt ist, so will ich das eher dahin richtig stellen, dass infolge der Zerstörungen die Wohnungsnot so groß ist, dass selbst für die hiesige Bevölkerung kein Platz ist. Die außerordentlich starke[n] Einquartierungen tun das übrige.

[...]

Wir haben wiederholt von Ihnen gesprochen auch in der Partei und wir wissen, wie eng verbunden Sie sich mit uns fühlen. Ich kann Ihnen versichern, dass uns Ihr Rat sehr oft wertvoll gewesen wäre und abgegangen ist.

[...]

Wenn ich den Brief überfliege, sehe ich, er ist nicht so ausgefallen, wie ich es möchte, nämlich, dass ich Ihnen und den Freunden, auf die Sie Wert legen drüben, unsere Verbundenheit zum Ausdruck bringe.

Genossen, die illegal gewirkt haben, werden nach sieben Jahren nicht mehr so in Erinnerung bleiben, wie jene, die zuletzt am Platze gewesen sind. Das ist schade, weil wir wirklich Mangel an Menschen und vor allem an ausgebildeten Menschen haben. Aber momentan weiß ich selbst noch keine Abhilfe.

Ich verbleibe mit den besten Grüßen

Ihr ergebener

gez. Schärf

N.S. Eines wichtige habe ich vergessen. Jeder Rückkehrer aus dem angelsächsischen Sprachgebiet wird von einer Besatzungsmacht untern gesehen.¹²

Die „Ehemaligen“ wurden den Emigrierten vorgezogen

Der fehlende Wille, die Emigranten wieder zu einem Teil des politischen Nachkriegs-Österreich werden zu lassen, war bei den Sozialdemokraten erstes Vorzeichen einer kalkulierten Politik der Stimmenmaximierung. Die SPÖ achtete darauf, „nicht wieder in den Ruf einer Judenpartei zu kommen“¹³, und buhlte schon 1949, als die „Ehemaligen“ (NSDAP-Mitglieder) wieder

zur Wahl zugelassen waren, um deren Stimmen. Für Remigranten war in der wiedererwachten Bewegung kein Platz, statt dessen drückte man, um bei der Anzahl der akademisch gebildeten Parteikader gegenüber den Christlichsozialen nicht ins Hintertreffen zu geraten, bei vielen ehemaligen Nazis ein Auge zu und nahm sie etwa im „Bund Sozialdemokratischer Akademiker“ (BSA), einer SPÖ-Vorfeldorganisation, ohne lange Debatten auf.¹⁴ Die in New York, London und Stockholm ausgearbeiteten Pläne zum „raschen Wiederaufbau“ der Partei waren sehr rasch Makulatur.

Gemeinsam mit dem Koalitionspartner ÖVP wurde im gemeinsamen Interesse des Staatsganzen der Mantel des Schweigens über die vorangegangene Periode gehüllt. Eine Aufarbeitung des österreichischen Widerstandes und der Bereiche „Exil-Emigration-Remigration“ nach 1945 hätte die Miteinbeziehung der Frage nach den Ursachen der Zerstörung der Demokratie bedeutet – dies wurde jedoch zugunsten einer als wichtig erachteten „Harmonie“ im Wiederaufbau unterlassen. Die Erste Republik endete offiziell am 13. März 1938; der Mythos der von außen zerstörten, nach dem Mai 1945 jedoch wieder von innen neu errichteten Republik wurde genährt. Der Wiederaufbau des Österreich „vor 1938“, und nicht desjenigen „vor 1933“ wurde propagiert, und weil viele Emigranten nicht mehr zurückgekommen waren, konnte dies konfliktfreier vollzogen werden. Der viel zitierte „Geist der Lagerstraße“ deckte vieles zu und ließ auch jene als Opfer des Nazi-Terrors gelten, die vor dem Anschluss zumindest ideologisch für die Zerstörung der gesamten Sozial- und Kulturpolitik verantwortlich waren.¹⁵

Versuchte Heimkehr in die Partei

Von diesem „Geist der Lagerstraße“ waren die Exilanten naturgemäß nicht erfasst – und viele, wie etwa Otto Leichter (dessen Biografen Christian Fleck und Heinrich Berger sich sehr

¹² Brief von Adolf Schärf an Wilhelm Ellenbogen v. 13. März 1946, IISG/Adler-Archiv, Mappe 88.

¹³ vgl. Eppel, *Österreicher in der Emigration und im Exil*, S. 77.

¹⁴ Diese Tatsache wurde erst kürzlich in einer vom BSA beauftragten Studie umfassend dokumentiert (vgl. Wolfgang Neugebauer, Peter Schwarz: *Der Wille zum aufrechten Gang. Offenlegung der Rolle des BSA bei der*

gesellschaftlichen Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten, herausgegeben vom Bund sozialdemokratischer AkademikerInnen, Intellektueller und KünstlerInnen, Wien 2004).

¹⁵ vgl. Einleitung von Friedrich Stadler, in: Friedrich Stadler (Hrsg): *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940*, Wien-München 1987, S. 11ff.

ausführlich mit der Rückkehr-Thematik beschäftigten¹⁶), schätzten die Situation in Österreich nach Kriegsende falsch ein.

Der Vorstand der wieder gegründeten SPÖ setzte zwar schon im Juli 1945 ein „Komitee zum Einsatz rückkehrender Genossen“ ein¹⁷, die weitere Taktik des „neuen“ Parteivorstands bezüglich der im Exil lebenden Parteifreunde war aber überwiegend von Hinhaltung geprägt.

Was noch dazu kam: Auch die emigrationsinternen Streitigkeiten konnten nach Kriegsende keineswegs beigelegt werden; so hatten Pollak und Leichter etwa massive Bedenken gegenüber einer Rückkehr Joseph Buttingers¹⁸ (eine Feindseligkeit, deren Wurzeln noch auf die Zeit der illegalen „Revolutionären Sozialisten“ zurückging, dessen „Zentralkomitee“ Buttinger als Vorsitzender angehört hatte), wodurch beide die Ansicht des neuen Parteivorstands, keine generellen, sondern nur „ad personam“ Rückrufe auszusprechen, unterstützten – was die Situation der Exilanten innerhalb der SPÖ allerdings weiter verschlechterte.

Weiters können aus den frühen Parteivorstands-Protokollen klare antisemitische Untertöne herausgelesen werden, wenn etwa der neue Parteivorsitzende Adolf Schärf darauf hinwies, dass der Antisemitismus in der polnischen sozialistischen Partei eine große Rolle spiele und man auf derartige Fragen unter Umständen selbst auch Rücksicht nehmen müsse.¹⁹ Oder wenn sich Innenminister Oskar Helmer dagegen aussprach, dass „alle diese Genossen, von denen ein Großteil journalistisch tätig ist, in der ‚Arbeiter Zeitung‘ Aufnahme finden sollen“. Für Fleck und Berger hat Helmer hier die Gelegenheit genutzt, „um das alte Vorurteil gegen die ‚Arbeiter Zeitungsjuden‘ wieder zu reaktivieren.“ Und sie fügen hinzu: „Das Protokoll berichtet nichts über Gegenstimmen oder gar Proteste gegen Helmer.“²⁰

Fleck und Berger stellten weiters fest, dass in der Zeit rund um die ersten Nationalratswahlen am 25. November 1945 herum die Rückkehr-Frage im Parteivorstand in den Hintergrund getreten sei und darüber hinaus mit diesem Datum ein „Stichtag“ vorgegeben war: Wer zu diesem Zeitpunkt nicht im Lande war, sei fortan vom politi-

schen Geschehen praktisch ausgeschlossen gewesen.²¹

Einer der wenigen, die tatsächlich willkommen zu sein schienen, war Oscar Pollak, der schon am 18. September 1945 aus dem Londoner Exil nach Wien zurückkehren durfte. Für ihn wurde die Chefredaktion der „Arbeiter-Zeitung“ reserviert, deren Büro er dann auch gleich nach seiner Ankunft bezog. Manfred Marschalek weist allerdings darauf hin, dass Pollak diese frühe Möglichkeit zur Rückkehr hauptsächlich deshalb bekam, um durch seine guten Verbindungen zur Labour Party die Anerkennung der Regierung Renner durch die Westalliierten in die Wege zu leiten – was dann am 1. Oktober tatsächlich erfolgte.²²

Im Nationalrat der Jahre 1945 bis 1949 besetzte die SPÖ vier von 76 Mandaten mit Rückkehrern, darunter etwa auch Oscar Pollaks Gattin Marianne (zum Vergleich: bei der KPÖ waren es drei von vier). Von 1949 bis 1953 waren fünf von 67 SPÖ-Mandataren Remigranten (gegenüber vier von fünf KPÖ-Abgeordneten).²³

Die „17er-Liste“

Wie die „Londoner“ Oscar Pollak und Karl Czernetz versuchte auch die Mehrheit der Mitglieder des New Yorker „Austrian Labor Committee“, sich wieder in die österreichische Partei zu integrieren. Konkrete Überlegungen dazu wurden schon recht früh angestellt. So schrieb der sich in Berkeley (Kalifornien) befindliche Karl Heinz beispielsweise schon im Jänner 1945 besorgt an Friedrich Adler, als dieser gerade die Auflösung des ALC beantragt hatte (und damit gescheitert war): „Meines Erachtens taucht die Frage auf, wer im Falle der Auflösung des Austrian Labor Committees die Verhandlungen in der Rückkehrfrage mit den Behörden und den beteiligten Genossen führen wird.“²⁴

Durch strenge militärisch-bürokratische Vorschriften musste die Klärung dieser „Rückkehrfrage“ allerdings zunächst ohnehin weit nach hinten verschoben werden. Unmittelbar nach Kriegsende durften nur amerikanische Regierungsbeamte und Soldaten nach Europa reisen, ab dem Frühjahr 1946 auch „Austrian Refugees“

¹⁶ Christian Fleck, Heinrich Berger: *Gefesselt vom Sozialismus. Der Austromarxist Otto Leichter (1897-1973)*, Frankfurt/Main 2000.

¹⁷ vgl. Ebd., S. 114.

¹⁸ vgl. Ebd., S. 119ff.

¹⁹ vgl. Ebd., S. 128.

²⁰ Ebd., S. 122.

²¹ vgl. Ebd., S. 117.

²² vgl. Manfred Marschalek: *Untergrund und Exil. Österreichs Sozialisten zwischen 1934 und 1945* (Reihe Sozialistische Bibliothek, Abt. 1, Bd. 3), Wien 1990, S. 244.

²³ vgl. Eppel, *Österreicher in der Emigration und im Exil*, S. 77.

²⁴ Brief v. Karl Heinz an Friedrich Adler v. 14. Jänner 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 100.

(Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft). Personen, die die US-Citizenship angenommen hatten, durften auch zu diesem Zeitpunkt nur dann den Atlantik überqueren, wenn sie besondere amerikanische Interessen vertraten.²⁵

Im April 1945 begannen Deutsch und Adler damit, eine Liste mit Genossinnen und Genossen zusammenzustellen, die „wegen bestimmter Funktionen, die für sie in Österreich in Betracht kommen, um die Bewilligung [zur Rückkehr] angesucht“ hatten. In die Liste wurden letztlich 17 Personen – darunter alle sich in den USA befindlichen Parteivorstandsmitglieder – aufgenommen: Karl Hans Sailer, Otto Leichter, Jacques Hannak, Maria und Julius Deutsch, Karl Heinz, Moritz Robinson, Berthold König, Manfred Ackermann, Ernst Winkler, Bernhard Taurer, Arnold Eisler, Ernst Papanek, Carl Furtmüller, Hans Fischl, Josef Luitpold Stern und Wilhelm Ellenbogen.²⁶

Am 13. Mai 1945 schrieb Karl Heinz an Adler, dass seit der Einreichung dieser Liste „durch die Besetzung des Landes [...] eine wesentliche Veränderung der Lage erfolgt“ sei.

„Was immer man über das Zustandekommen und die Erfolgsaussichten der Regierung Renner auch denken mag – nach meiner Meinung können wir nichts anderes tun, als den Versuch, der unter den gegebenen Umständen im Interesse der Wiederaufrichtung der österreichischen Arbeiterbewegung unternommen werden musste, nach Möglichkeit zu unterstützen. Besonders muss alles vermieden werden, was uns in Gegensatz zu den Genossen im Inland bringen könnte“,

so Heinz weiter.²⁷

Im Oktober erging an Heinz nochmals die Anfrage, ob er und Ernst Winkler „auf eine Liste gesetzt werden will, die Genossen enthält, die vielleicht bald nach Österreich zurückkehren sollen.“ Heinz teilte Adler daraufhin schriftlich mit: „Jedenfalls bleibt [...] unsere Bereitwilligkeit zur Rückkehr aufrecht. Jedoch hätte ich gerne gewusst ob es sich dabei um eine Aktion der Partei handelt, die Leichter bereits in Ihrer Vertretung durchführt. Jedenfalls stehe ich der Partei zu jedem Zweck zur Verfügung.“²⁸ Adler selbst stand nicht auf der Liste, weil er hoff-

te, wegen seines belgischen Passes auf einem anderen Weg nach Europa, zunächst eben nach Belgien, zu gelangen, wie er in dem zuvor zitierten Schreiben an Heinz vom 4. Mai 1945 mitteilte. Und er machte dabei auf einen wichtigen Umstand aufmerksam: Wer ein Immigrationsvisum für die USA bekommen hatte, musste spätestens nach sechs Monaten wieder in die USA zurückkehren, falls er das wollte:

„Wer die Aufenthaltszeit überschreitet, verliert nicht nur sein Immigrationsvisum, sondern er kann auch im Leben nie mehr eines bekommen [...]. Es entstehen also für verschiedene Genossen, von denen manche schon sehr nahe der Einbürgerung sind, sehr ernste Probleme, die umso ernster sind, als niemand voraussagen kann, wie sich die Möglichkeiten in Europa im allgemeinen und für den einzelnen entwickeln werden.“²⁹

Dass die rückkehrwilligen Sozialisten nach mehr als fünf Jahren im US-Exil natürlich auch auf ihre Familie Rücksicht nehmen mussten, vor allem auf die Kinder, die teils mitten in der Ausbildung steckten oder schon vielversprechende Karrierewege in den USA eingeschlagen hatten, wird aus folgendem Zitat aus einem Brief Adlers an Hugo Breitner vom Dezember 1945 deutlich: „Endlich sind alle ‚Papiere‘ (Exitpermit, Pass, Visa) für die Abreise nach Belgien bereit und wir haben ‚Priorities‘ für Schiffsplätze auf der French Line nach Le Havre. Trotzdem werde ich erst im Januar reisen, da meine Frau erst dann entscheiden kann ob sie gleich mitreist oder erst einige Monate später nachkommt. Dies hängt von den Plänen unseres Sohnes Felix ab, der einerseits eine Professur in Colorado hat, andererseits aber von dem research work in Canada nicht loskommen kann.“³⁰

Die „17er-Liste“ wurde vom ALC auch offiziellen Stellen der USA übergeben, samt Vorschlägen, wie diese Personen am besten beim Wiederaufbau Österreichs eingesetzt werden könnten. Sailer, Leichter, Hannak, Julius Deutsch, Heinz und Robinson wurden für den Aufbau einer „Freien Arbeiterpresse“ vorgeschlagen, König, Ackermann, Winkler und Taurer sollten freie Gewerkschaften aufbauen. Für die öffentliche Verwaltung wurde Eisler empfohlen, beim Punkt „Wohlfahrt“ wurden Maria Deutsch und Papa-

²⁵ vgl. Eppel, *Österreicher im Exil Bd. 2*, S 692.

²⁶ Brief v. Friedrich Adler an Karl Heinz v. 4. Mai 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 100.

²⁷ Brief v. Karl Heinz an Friedrich Adler v. 13. Mai 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 100.

²⁸ Brief v. Karl Heinz an Friedrich Adler v. 23. Oktober 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 100.

²⁹ Ebd.

³⁰ Brief v. Friedrich Adler an Hugo Breitner v. 19. Dezember 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 84.

nek erwähnt und für Bildungsaufgaben waren Furtmüller, Fischl und Stern vorgesehen. Was Ellenbogen betraf, so wurde darauf hingewiesen, dass er den Wunsch geäußert habe, zurückzukehren, wenn dies möglich sein sollte.³¹

Die Bereitschaft, heimzukehren und am Wiederaufbau des Landes und der Partei mitzuwirken, wurde aber natürlich auch direkt an die neuen Parteispitzen in Österreich herangetragen. Am 30. April 1945 bot Julius Deutsch in einem Telegramm an den von den Sowjets eingesetzten provisorischen Kanzler Karl Renner seine Mitarbeit an der neuen Regierung an – egal, in welcher Funktion.³² Anfang Mai wandten sich auch Hugo Breitner, Maria Deutsch, Karl Kautsky und Ernst Papanek, die alle bereits im letzten demokratischen Wiener Gemeinderat Mandate innegehabt hatten, an den neuen Wiener Bürgermeister Theodor Körner und boten an, am Wiederaufbau mitzuarbeiten.³³

Auch Otto Leichter ließ die Partei wissen, dass er für jede Art der Mitarbeit bereit sei: Seinem Sohn Henry, der das Kriegsende als US-Soldat in Tirol miterlebte, trug er auf, Kontakt zu den Spitzen der Partei in Wien aufzunehmen und ihnen mitzuteilen, dass er jede Tätigkeit übernehmen würde, sich aber nicht aufdrängen wolle. Dass für Henry Leichter im November 1945 viele der Personen, die ihn Otto zu treffen gebeten hatte, gar nicht zugänglich waren – so hatte er etwa keine Möglichkeit, Renner, Schärf oder Körner zu treffen –, war für Fleck und Berger Indiz dafür, dass Otto Leichter die Situation im Nachkriegs-Österreich völlig falsch einschätzte.³⁴

„Es fehlen zu viele ...“

„Bei der AZ [Arbeiter-Zeitung, Anm.] werdet ihr nicht mehr viel Freude erleben. Die alten Arbeiter, die herrlichen Vertrauensmänner sind noch da und sie versöhnen einen mit vielem. Aber so, wie es einmal war, wird es nie wieder. Es fehlen zu viele, es fehlt vor allem Otto Bauer. [...] Wilde Kämpfe entstanden. Die Mandate sind da, aber die Hirne fehlen. Und ihr paar, die herüberkommen wollen, ihr könnt das Kraut auch nicht fett machen. Es fehlt Euch der große Zug und Blick eines Bauer, Danneberg, Breitner.“

³¹ vgl. Eppel, *Österreicher im Exil Bd. 2*, S. 703ff.

³² vgl. Ebd., S. 706f.

³³ vgl. Brief v. Hugo Breitner, Maria Deutsch, Karl Kautsky und Ernst Papanek an Theodor Körner v. Mai 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 64.

³⁴ vgl. Fleck/Berger, *Gefesselt vom Sozialismus*, S. 134f.

³⁵ Brief v. „Martha“ an Jacques Hannak v. 21. Dezember 1945, IISG/Adler-Archiv, Umschlag 99.

Ihr werdet immer nur zweite Garnitur bleiben.“³⁵

Dass sich die Mitglieder des ALC also nicht darum bemüht hätten, für ihre Rückkehr selbst zu sorgen, lässt sich schwerlich behaupten. Aber nun war die „zweite Garnitur“ der Partei aus der Zeit vor 1934 in die erste Reihe vorgerückt und wollte sich diese neuen wichtigen Positionen auf keinen Fall wieder nehmen lassen. Eine menschlich durchaus nachvollziehbare Reaktion, die dazu führte, dass die Frage der Rückkehr der Emigranten auf die lange Bank geschoben wurde. „Ich fürchte, dass wir nicht gerufen werden“, erkannte Otto Leichter im Oktober 1945, „aber wenn man gerufen wird, [...] dann muß ich sofort gehen und ich darf zumindest nichts tun, was von mir aus die Sache verzögern könnte“, fügte er in seinem Brief an Adler hinzu.³⁶

Ende November 1945 erklärte Sailer den auf der „Heimkehrerliste“ vermerkten Genossinnen und Genossen: „Wir haben bisher nichts unternommen, um vom State Dept. eine Stellungnahme zu der 17er Liste zu erlangen, die wir zu Beginn dieses Jahres eingereicht haben, weil wir seit Wiedererrichtung der Partei und Gewerkschaften in Österreich der Meinung waren, dass die Initiative von Wien ausgehen sollte [...]“.³⁷ Der Partei sei der Wunsch mitgeteilt worden, dass man sich wieder zur Verfügung stellen wolle, und man habe auch um „Einladungen oder Berufungen gebeten, um unsere Heimkehr betreiben zu können“, führte Sailer weiter aus. Pollak habe diese Angelegenheit dem Parteivorstand vorgetragen, „und wenn er uns bisher auch noch nicht seine (des Parteivorstandes) Stellungnahme zu der Angelegenheit zur Kenntnis gebracht hat, so gibt es doch schon eine Reihe allgemeiner Erklärungen, dass die Heimkehr der Emigranten dringend erwünscht sei.“ Was die erhofften Entscheidungen des US State Department anging, musste Sailer aber seinen Brief mit dem Hinweis schließen, dass „noch gar nichts entschieden“ sei.³⁸ Pollak hatte laut Protokollen dann zwar tatsächlich öfters im Parteivorstand angesprochen, dass sich die Partei um die Rückkehrer kümmern sollte. Auf Gehör gestoßen sind seine Bemerkungen offenbar aber nicht.³⁹

³⁶ Brief v. Otto Leichter an Friedrich Adler v. 24. Oktober 1945, IISG/Adler-Archiv, Mappe 107.

³⁷ Brief v. Karl Hans Sailer an die 17 Genossen der „Heimkehrerliste“ v. 20. November 1945, IISG/Papanek-Archiv, Mappe G-15.

³⁸ Ebd.

³⁹ vgl. Fleck/Berger, *Gefesselt vom Sozialismus*, S. 116.

Christian Fleck und Heinrich Berger zählen in ihrem Buch über Otto Leichter schließlich insgesamt 30 Funktionäre auf, die ins Exil gegangen waren. Von den insgesamt 17 „Amerikanern“ in dieser Liste (nicht völlig ident mit der „17er-Liste“, Anm.) kehrten acht zurück (insgesamt: 20 von 30). Sechs davon kamen zwischen 1946 und 1948 zurück nach Österreich; Josef Ackermann kam erst 1964 nach Wien, für Josef Podlipnig wird in der Liste das Jahr 1971 angegeben, der genaue Zeitpunkt seiner Rückkehr blieb allerdings unklar.⁴⁰

Das weitere Schicksal der ALC-Mitglieder

Von den Mitgliedern der beiden ALC-Ausschüsse kehrte eine knappe Mehrheit nach Kriegsende wieder nach Österreich zurück, die meisten bekamen aber keine wichtigen Posten mehr.

Erster Rückkehrer war Julius Deutsch. Er kam im Februar 1946 mit seiner dritten Ehefrau, der Schriftstellerin Adrienne Thomas (die er im Exil kennengelernt hatte), wieder nach Wien und wurde auch wieder in den Parteivorstand gewählt. Allerdings hatte er kein öffentliches Amt mehr inne, sondern wurde Leiter des zentralen Parteiverlags der SPÖ.⁴¹ Als er 1952 in eine Papierschiebungsaffäre verwickelt war, wurde er zur „Unperson“ erklärt und fallengelassen, wobei alte Ressentiments aus Zeiten der „Revolutionären Sozialisten“ mitgespielt haben dürften, wie Deutsch selbst vermutete.⁴² Er starb am 17. Jänner 1968 in Wien.

Auch Karl Hans Sailer kehrte 1946 nach Wien zurück. Er war bis zu seinem Tod am 23. Oktober 1957 stellvertretender Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“.⁴³

Otto Leichter kehrte ebenfalls 1946 zurück, war zunächst in der Arbeiterkammer tätig und versuchte, in der Gewerkschaft wieder Fuß zu fassen. Er ging aber 1948, „mit der damals vollendeten einseitigen West-Orientierung der Partei unzufrieden“ und verbittert darüber, welche geringen

Entfaltungsmöglichkeiten die Partei ihm – insbesondere nach dem Parteitag 1947 – bot, in die USA zurück. Hier war er unter anderem als Korrespondent für die „Arbeiter-Zeitung“ sowie als dpa-Korrespondent bei den Vereinten Nationen tätig.⁴⁴ Er starb am 14. Februar 1973 in New York.

Friedrich Adler kehrte 1946 nach Europa zurück und lebte bis zu seinem Tod 1960 in Zürich, wo auch seine beiden Töchter lebten. Seine Ehefrau Kathia folgte ihm 1950 nach.⁴⁵ Er reiste nur einmal noch nach Wien, um 1952 einer Gedenkfeier anlässlich des hundertsten Geburtstages seines Vaters beizuwohnen. Friedrich Adler starb am 2. Jänner 1960 in Zürich.⁴⁶

Jacques Hannak kehrte im März 1946 nach Wien zurück und war bis 1961 wieder Redakteur, danach freier Mitarbeiter und „Leitartikler“ der „Arbeiter-Zeitung“. Er starb am 14. November 1973 in Wien.⁴⁷

Carl Furtmüller kehrte 1947 nach Wien zurück. Er war von 1948 bis zu seinem Tod am 1. Jänner 1951 Direktor des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien und Mitglied des Wiener Stadtschulrates.⁴⁸

Zwei ALC-Mitgliedern gelang es dann doch, in der SPÖ nach 1945 relativ einflussreiche Posten zu erlangen: Ernst Winkler, der erst 1950 zurückkehrte, war zunächst Bezirks-Parteiohmann von Mistelbach (NÖ) und Arbeiterkammer-Sekretär, schaffte es danach noch zum Nationalratsabgeordneten, Landespartei sekretär und schließlich auch zum Obmann der niederösterreichischen Landespartei.⁴⁹ Und auch Theodor Grill, der 1947 nach Linz zurückkehrte, wurde zunächst Magistratsbeamter, später Sekretär des Bürgermeisters, Vizebürgermeister und schließlich Bürgermeister von Linz (1968), legte sein Amt allerdings schon ein Jahr später, offiziell aus Altersgründen, nieder.⁵⁰

Wilhelm Ellenbogen, der 1945 bereits 82 Jahre alt war und in New York – er blieb Zeit seines Lebens Junggeselle – mit seinem Bruder Leopold und seiner Schwester Gisela im gemeinsamen Haushalt lebte, starb am 25. Februar 1951 in New York. Ab 1946 bis zu seinem Tod war er

⁴⁰ vgl. Ebd., S. 112.

⁴¹ vgl. Werner Röder (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*, Bd. 1, München 1999, S. 127f.

⁴² vgl. Julius Deutsch: *Ein weiter Weg. Lebenserinnerungen*, Wien 1960, S. 404ff.

⁴³ vgl. Röder, *Biographisches Handbuch*, Bd. 1, S. 630.

⁴⁴ vgl. Ebd., S. 427f.; Marschalek, *Untergrund und Exil*, S. 244.

⁴⁵ vgl. <http://www.iisg.nl/archives/en/files/a/10738547full.php> (3.11.2007)

⁴⁶ vgl. Julius Braunthal: *Victor und Friedrich Adler. Zwei Generationen Arbeiterbewegung*, Wien 1965, S. 323f.

⁴⁷ vgl. Röder, *Biographisches Handbuch*, Bd. 1, S. 268.

⁴⁸ vgl. Ebd., S. 210.

⁴⁹ vgl. Ebd., S. 822.

⁵⁰ vgl. Ebd., S. 241f.

Ehrenpräsident der „American Friends of Austrian Labor“.⁵¹ Seine Sehnsucht nach einer Rückkehr erfüllte sich nicht mehr:

Die Kontakte mit der Heimat, die während des Weltkrieges natürlich vollständig unterbrochen waren, beschränkten sich nach 1945, sieht man von einigen wenigen persönlichen Bindungen ab, im wesentlichen auf Glückwunschartikeln zu Geburtstagen und unverbindliche Korrespondenzfreundlichkeiten mit der (neuen) sozialistischen Führungsgarnitur. Das Nachkriegsösterreich konnte einen Wilhelm Ellenbogen nicht mehr brauchen.⁵²

Karl Heinz blieb nach Kriegsende in den USA als Mitarbeiter der Verwaltung der University of Berkeley.⁵³ Auch Ernst Papanek kehrte nicht zurück; er blieb als Pädagoge in New York und war später hoher Repräsentant zahlreicher internationaler medizinisch-psychologischer Vereinigungen. Ab 1956 war Papanek außerdem Vorstandsmitglied der American Socialist Party und ab 1957 deren Vertreter in der „Sozialistischen Internationale.“⁵⁴

Manfred Ackermann war einer der wenigen, die aus Wien dezidiert zurückgerufen worden waren. Adolf Schärf und Otto Probst sandten ihm im Juli 1946 ein Schreiben, in dem er eingeladen wurde, in der Wiener Organisation mitzuarbeiten. Er kehrte allerdings erst im Jahr 1964 (!) nach Österreich zurück, was möglicherweise im anfänglichen Widerstand gegen seine Rückberufung begründet lag, wie Fleck/Berger vermuteten.⁵⁵ Für die SPÖ war er als Sektions-Vertrauensmann und in der Bildungsarbeit tätig. Er starb am 16. Juni 1991 in Wien.⁵⁶

Egon Breiner, der selbst nicht zurückkehrte, sondern als jahrelanger Metallarbeiter der Southern

Pacific Railway seine Pension in Kalifornien verbrachte, berichtete 1982 in einem Brief an Peter Eppel, dass er von Freunden auf massive Vorbehalte gegen Rückkehrer seitens der österreichischen Bevölkerung aufmerksam gemacht worden war. Außerdem sei Hugo Breitner, der zurückkehren wollte, von Karl Renner brieflich „ermahnt“ worden, „sich Zeit zu lassen“.⁵⁷ Diese Aufforderung zum „Zeit lassen“ geriet im Fall Breitners, der zu Kriegsende schon 70 Jahre alt war, einmal mehr zur zynischen Demonstration jener ablehnenden Haltung, die die Nachkriegs-SPÖ gegenüber den Emigranten einnahm: Breitner starb am 5. März 1946 in Claremont an Herzversagen. Zwei Tage später war in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ zu lesen:

Er stand in regem Briefwechsel mit vielen österreichischen Genossen in der Emigration und seit der Befreiung auch in der Heimat. Jeder seiner Briefe spricht bescheiden und darum um so ergreifender von seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegenüber der österreichischen Arbeiterbewegung, von seinem unwandelbaren Glauben an den Sozialismus, von seiner Treue und von seiner Hoffnung.

Diese Treue und diese Hoffnung wollte Hugo Breitner wieder in den Dienst der arbeitenden Menschen, in den Dienst des österreichischen Volkes stellen: er wollte nach Wien zurück, er wollte am Aufbau mitarbeiten. Die Sozialistische Partei, der er seine Mitwirkung anbot, hat Breitners Absicht mit großer Freude begrüßt und alles zu ihrer Verwirklichung getan; seine schwindende körperliche Kraft hat ihre Ausführung verhindert. Sein schlechter Gesundheitszustand verzögerte seine Reisevorbereitungen; sein Tod durchkreuzt seinen und unseren Wunsch.⁵⁸

Martin PUTSCHÖGL

Mag. phil.; geb. 1976 in Scheibbs (NÖ), Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Anglistik und Germanistik an der Universität Wien. Abschluss 2005 mit einer Diplomarbeit über die Exilzeitschrift „Austrian Labor Information“. Während des Studiums Arbeiten insb. zu Exilpublizistik, Ratgeber- und Servicejournalismus und österr. Fernsehgeschichte. Lebt und arbeitet als Online-Journalist bei Standard.at in Wien.

⁵¹ vgl. Ebd., S. 154.

⁵² vgl. Einleitung, in: Wilhelm Ellenbogen: *Menschen und Prinzipien. Erinnerungen, Urteile und Reflexionen eines kritischen Sozialdemokraten*, Wien-Köln-Graz 1981, S. 19.

⁵³ vgl. Röder, *Biographisches Handbuch*, Bd. 1, S. 281.

⁵⁴ vgl. Ebd., S. 548f.

⁵⁵ vgl. Fleck/Berger, *Gefesselt vom Sozialismus*, S. 130.

⁵⁶ vgl. Peter Lhotzky: Prof. *Manfred Ackermann – Eine Kurzbiographie*, <http://www.alsgrund.spoe.at/historisches/ackermann.html> (3.11.2007)

⁵⁷ vgl. Eppel, *Österreicher im Exil Bd. 2*, S. 757.

⁵⁸ Nachruf auf Hugo Breitner, in: *Arbeiter-Zeitung* v. 7. März 1946, S. 1f.

„Fremde“ werden „Integrierte“?

Befunde zu Transformationen ethnischer Identifikation in Eingliederungsprozessen im Wandel

Nikola Ornig

Integrationsdebatte, schlecht oder gut Integrierte, Integrierbarkeit, Integrationsproblematik, Integrations(un)fähigkeit, Integrations(un)willigkeit, Integrationsvertrag, ... – die so genannte „Integration“ von „Ausländern“ ist gegenwärtig eines der Topthemen öffentlicher Diskussion. Integration sei gleichermaßen „gesellschaftliches Risiko und politisches Symbol“¹, diagnostiziert dazu etwa der deutsche Soziologe Michael Bommers treffend. Jeder spreche von Integration, jeder meine aber damit etwas anderes, konstatiert der österreichische Demograph Heinz Fassmann.² Das Wort „Integration“ fungiert als Sammelbegriff mit dem höchst unterschiedliche Ziele, wie Realitäten beschrieben werden. Während Eingliederung von MigrantInnen von Anfang an alle gesellschaftlichen Bereiche betrifft – etwa den Zugang zu Bildung, Arbeitsmarkt, Wohnung, Recht, Politik und Medien – stehen gegenwärtig bei Fragen der Integration vor allem „kulturelle Fragen“ im Fokus. Meist werden dabei Anpassungsleistungen in Bezug auf Normen und Werte, Lebensstil und gesellschaftliche „Spielregeln“ von Zuwanderern gefordert und diese kulturelle Anpassung als erster Schritt im Eingliederungsprozess gesehen. Eher selten wird der Blick auf strukturelle Integrationsbedingungen gelenkt, allzu sehr ist die Öffentlichkeit mit „kollektiven Identitätsreflexen“³ und der (Re-)Definition von Eigenem und Fremdem beschäftigt.

Die Soziologie blickt mittlerweile auf eine etwa hundertjährige Tradition systematischer empirischer Migrationsforschung, das heißt der expliziten Beschäftigung mit gesellschaftlichen Eingliederungsprozessen von so genannten „Fremden“ in modernen Nationalstaaten und dem dadurch initiierten Wandel von Ethnizität und ethnischer Identität, zurück. Je nach Form, Ausmaß und Verständnis der Prozesse bei MigrantInnen und

ihren nachfolgenden Generationen wurden beziehungsweise werden sie mit Begriffen wie Assimilation, Akkulturation, Integration oder auch Marginalisierung und Segregation bezeichnet. Der Bezug zu den jeweilig gültigen politischen Konzepten des Umgangs mit MigrantInnen ist dabei meist unübersichtbar.

Dieser Artikel geht kursorisch der Frage nach, wie sich sowohl normative als auch analytische Konzepte über die Eingliederung – ihre theoretischen Annahmen und empirischen Befunde darüber, inwieweit Eingliederung den Verlust herkunfts-ethnischer Identitäten überhaupt bedingen muss – in ausgewählten wesentlichen Arbeiten widerspiegeln. Gekoppelt daran ist die Diskussion der aktuellen Relevanz einzelner Ansätze, die immer wieder, aber insbesondere abschließend in Anwendung auf ein aktuelles empirisches Beispiel, geführt wird.

Die Ära der Ethnizität und ihre Problematik

Bevor es um die Evolution der Eingliederungsmodelle geht, noch eine Bemerkung zum Begriff und zum Phänomen „Ethnizität“: Unter „Ethnizität“ wird eine Summe von Einstellungen und Handlungen eines Kollektivs, durch die es sich von anderen unterscheidet beziehungsweise unterscheidbar macht, verstanden. Ethnische Kategorisierungen werden allgemein nach Sprache, Religion, realer oder imaginärer Herkunft und Abstammung sowie gemeinsamer geschichtlicher und aktueller Erfahrung vorgenommen. Spricht man von ethnischen Kollektiven, darf die innere Heterogenität nicht vergessen werden. Die Bedeutung von Ethnizität ist vielfältig – sie ist etwa alltäglicher Orientierungsrahmen, kann identitätsstiftend wirken, Konfliktpotential dar-

¹ Bommers, Michael: *Integration – gesellschaftliches Risiko und politisches Symbol*. In: *Aus Politik und Zeitgeschehen* 22-23/2007, 29. Mai 2007, S. 3-5, S. 3.

² Vgl. Fassmann, Heinz: *Der Integrationsbegriff: missverständlich und allgegenwärtig – eine Erläuterung*. In: Oberlechner, Manfred (Hrsg.): *Die missglückte Integration?*

Wege und Irrwege in Europa. Wien 2006, S. 225-238.

³ Hervieu-Léger, Danièle: *Religionen und sozialer Zusammenhalt in Europa*. In: *Transit – Europäische Rundschau* 26, Heft 1/2004, S. 101-119, S. 104. (Hervieu-Léger diskutiert Identitätsreflexe in Bezug auf religiöse Identität und Säkularisierung in Europa.)

stellen oder auch ohne wesentlichen Einfluss bleiben. Entgegen der Prognose, dass die Bedeutung von Ethnizität in Industriegesellschaften, in denen kulturelle Unterschiede nivelliert und ethnische Grenzen verschwinden würden, abnehmen werde, spielt Ethnizität gegenwärtig eine große Rolle in öffentlicher, politischer und wissenschaftlicher Diskussion. Man kann, so zumindest John Hutchinson und Anthony D. Smith, sogar von einer „era of ethnicity“⁴ sprechen.

Warum Ethnizität gegenwärtig eine derartig wichtige Kategorie der Identifikation und gesellschaftlichen Organisation zu sein scheint, ist umstritten, der kontinuierliche Bedeutungs- und Funktionswandel des Begriffs und die inhärente Flexibilität des beschriebenen Sachverhaltes bleibt oft unterbelichtet. Im Gegensatz zu einer als „essentialistischer bzw. primordialer Ansatz“⁵ bezeichneten Vorstellung von Ethnizität, die ethnische Zugehörigkeit als eine objektive – sogar biologisch-genetische determinierbare – Realität versteht, soll hier ein „konstruktivistischer bzw. interpretativer Ansatz“ verfolgt werden. Ethnizität ist demnach ein von den jeweiligen Angehörigen gemeinsam geschaffenes Konstrukt, das sich aus einem gemeinsamen kulturellen Bewusstsein zusammensetzt, auf Zugehörigkeits- und Solidaritätsgefühle, kulturelle Verwandtschaft und zumindest vorgestellte gemeinsame Herkunft verweist. Werner Sollors schreibt von „invention of ethnicity“⁶ um die soziale Konstruiertheit des Phänomens der Ethnizität zu unterstreichen. Weiters wesentlich, aber oft negiert, ist, dass Ethnizität nicht nur auf marginalisierte Minoritäten angewendet werden darf. Um diese Praxis zu ändern schlugen Nathan Glazer und Daniel P. Moynihan den „neuen“ Ethnizitätsbegriff vor, da das Phänomen Ethnizität jede Gesellschaft – auch die kulturell dominante – betrifft:

„We are suggesting that a new word reflects a new reality and a new usage reflects a change in that reality. The new word is ‚ethnicity‘, and the new usage is the steady expansion of the term ‚ethnic

group‘ from minority and marginal subgroups at the edges of society – groups expected to assimilate, to disappear, to continue as survivals, exotic or troublesome – to major elements of a society.“⁷

Wer Ethnizität zuschreiben kann und welche Funktion diese Definition ethnischer Unterschiede erfüllt, das ist das kritische Moment der Auseinandersetzung mit ethnischen Identität(en). Auffällig zutage trete aktuell eine (politische) Instrumentalisierung in unseren modernen Industriegesellschaften, wo gesellschaftliche Klassifikationen dieser Art eigentlich nachrangig seien, so Wolf-Dietrich Bukow und Roberto Llyora: „Gerade weil sie konstitutiv bedeutungslos geworden ist, kann sie ‚künstlich‘ neu aufgeladen werden. Es ist jetzt erstmals möglich, völlig beliebig neue Ethnizitäten zu postulieren (‚Ausländer‘, ‚Asylant‘, ‚Türke‘,...) und beispielsweise innerhalb gesellschaftlicher Verteilungskämpfe einzubauen.“⁸ Derartige „Ethnisierung“ führt zu Devianz, die keineswegs mit tatsächlichen Differenzen korrespondiert. Es muss erwähnt werden, dass Migrationsforschung historisch wie aktuell nicht vor diesen Tendenzen gefeit war und ist.

Die Vorstellung vom Wandel im Generationentakt

„Es ist hier also der Fremde nicht in dem bisher vielfach berührten Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“⁹

beschrieb Georg Simmel in seinem einflussreichen „Exkurs über den Fremden“ die soziale Position von MigrantInnen. Idealtypische Fremde sind zwar Teil eines sozialen Netzwerks, gehörten ihm aber nicht von vorneherein an und teilen damit keine Geschichte. Das führt dazu, dass sie

⁴ Hutchinson, John/Smith, Anthony D.: *Preface*. In: Hutchinson, John/Smith, Anthony D. (Hrsg.): *Ethnicity*. Oxford – New York 1996, S. i-vi, S. v.

⁵ Han, Petrus: *Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle, Fakten, Politische Konsequenzen, Perspektiven*. Stuttgart 2000, S. 321.

⁶ Sollors, Werner: *Foreword: The Invention of Ethnicity*. In: Sollors, Werner (Hrsg.): *The Invention of Ethnicity*. Oxford 1989, S. ix-xx, S. ix.

⁷ Glazer, Nathan/Moynihan, Daniel P.: *Introduction*. In:

Glazer, Nathan/Moynihan, Daniel P. (Hrsg.): *Ethnicity. Theory and Experience*. Cambridge 1975, S. 1-28, S. 5.

⁸ Bukow, Wolf-Dietrich/Llyora, Roberto: *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten*. Opladen 31998, S. 11.

⁹ Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Gesamtausgabe hrsg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1992, S. 685. (Die Arbeit wurde erstmals 1908 publiziert.)

dauerhaft Nähe und Distanz, Dazugehörigkeit und Nicht-Dazugehörigkeit vereinen.

Geht Simmel somit von einem konstanten, bleibenden Status der Fremdheit aus, sind darauf folgende Konzepte auf deren Auflösung ausgerichtet. Gerade die gesellschaftliche Realität der US-amerikanischen Einwanderungsgesellschaften des frühen 20. Jahrhunderts, die Muster für erste bedeutende Studien war, forderte von MigrantInnen, diesen Status der Fremdheit zu überwinden. Die im Folgenden beschriebenen Modelle gehen davon aus, dass sowohl eine funktionale Anpassung – also das Erlernen der relevanten kulturellen Codes, wie zum Beispiel der Sprache – als auch Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft logisches Resultat von Eingliederungsprozessen von MigrantInnen sind. Assimilation steht für eine Entfremdung gegenüber der Herkunftskultur und ein Aufgehen in der dominanten Aufnahmegesellschaft, sodass zuvor bestehende kulturelle Unterschiede letztendlich vollkommen verwischt werden. Die Zugewanderten müssen ihre Charakteristika, die sie als „Fremde“ kennzeichnen, großteils ablegen.

In diesem Kontext entwickelten Robert E. Park und Ernest W. Burgess in den 1920er Jahren das Konzept des „race-relation-cycle“,¹⁰ das das Aufeinandertreffen ethnischer Kollektive in fünf Phasen beschreibt. Der damals verbreitete Begriff der „Rasse“ wurde dabei für verschiedenste Populationen angewandt. Der streng progressiv verstandene Ablauf war folgender: erstens die klärende Kontaktaufnahme, zweitens den Wettbewerb um knappe Ressourcen, als Folge daraufhin drittens Konflikte, viertens eine Phase des Arrangements und fünftens die Assimilation. Als Endstadium wurde unvermeidlich die vollständige Vermischung der ethnischen Kollektive – in Form der Entstehung von etwas Neuem – gesehen (was der US-amerikanischen Einwanderungsideologie, der Idee des „melting-pot“, bis in die 1950er Jahre entsprach).

Assimilation steht für eine Entfremdung gegenüber der Herkunftskultur und ein Aufgehen in der dominanten Aufnahmegesellschaft.

Alternative Resultate wie ein dauerhafter Konfliktzustand oder Hierarchiebildungen zwischen Gruppen wurden zu diesem Zeitpunkt nicht aufgegriffen, wenngleich Park später die Möglichkeit der Marginalisierung ausführt.¹¹ Die bis heute bedeutende Erörterung des „marginal man“ (auf Deutsch „Randständiger“) beschreibt ein Individuum, das in beziehungsweise zwischen zwei Kulturen lebt, das nicht mit seiner Herkunft brechen möchte und gleichzeitig in der Aufnahmegesellschaft nicht akzeptiert wird (explizit nennt er „racial prejudice“¹² als Grund dafür). Die Zugehörigkeitskonflikte und Identitätsunsicherheiten entstehen, weil die Referenzen für Zugehörigkeit und Selbstbild stets bi- oder sogar plurikulturell sind, sich also auf die Minoritäts- und die dominante Majoritätskultur sowie etwaige andere Subkulturen beziehen.

Wohl auch mangels sinnvoller Alternativen haben sich Modelle, die auf einzelne „Generationen“ eingehen, weitgehend durchgesetzt. Dies geschieht, obwohl sowohl die qualitative als auch die quantitative Bestimmung von Generationen im Hinblick auf ImmigrantInnen und ihre Nachfahren schwierig ist. „Generation“ steht einerseits für eine Sequenz in der Geburtenfolge, andererseits beschreibt der

Generationenbegriff der Moderne ähnliche kulturelle und soziale Einstellungen und Verhaltensformen von Gleichaltrigen. Karl Mannheim nennt dies in seinem

Aufsatz „Das Problem der Generationen“ die Vorstellung einer „rein qualitativ erfassbaren inneren Zeit“¹³ einer Generation, die sich der äußeren, historischen Zeitabfolge widersetze. Das gleichzeitige Aufwachsen unter denselben gesellschaftlichen Umständen führe zu einem „innerlichen Identisch-Bestimmtsein“, einer Verbundenheit innerhalb der Generation, eines „eingeborenen Lebens- und Weltgefühls“,¹⁴ auch als „Ente-

¹⁰ Vgl. Han, *Soziologie der Migration*, S. 43f. Die Kategorisierung nach „Rassen“ war zu dieser Zeit noch durchaus üblich, etwa bei Park wurden unterschiedlichste Populationen (wie etwa „Juden“ oder „Japaner“) als Rasse definiert. Vom heutigen Stand aus ist das herkömmliche, mit der disjunktiven Attribuierung tiefgreifender physischer und psychischer Eigenschaften zu verschiedenen Ethnien verknüpfte Konzept der „Rasse“ eindeutig abzulehnen.

¹¹ Vgl. Park, Robert E.: *Human Migration and the Marginal Man* (1928). In: Sollors, Werner (Hrsg.): *Theories of Ethnicity: a classical reader*. New York 1996, S. 156-167.

¹² Ebd., S. 165.

¹³ Mannheim, Karl: *Wissensoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Eingeleitet und hrsg. von Kurt. H. Wolff, Berlin 1964, S. 516.

¹⁴ Ebd., S. 518.

lechie“ einer Generation bezeichnet. Jede Generation zeichne sich auch durch einen „neuartigen“ Zugang zu gesellschaftlichem Kulturgut aus. Der Generationenbegriff im Kontext von Migration ist primär an die formale Geburtenfolge in den jeweiligen Familien mit Wanderungshintergrund gebunden und kommt somit zur Anwendung, ohne dass beispielsweise eine Einheit bezüglich des Geburtenjahrganges, der Aufenthaltsdauer der Individuen oder ihrer Familie, der Staatsangehörigkeit oder anderer unter Umständen bedeutender Charakteristika vorliegt. Damit werden also sehr heterogene Personengruppen beschrieben. Ob von einem Generationenzusammenhang, nach Mannheim eine konkrete Partizipation an den gemeinsamen Erfahrungen in einem historischen und sozialen Raum, ausgegangen wird, ist unterschiedlich und umstritten, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Hugh D. Duncan – auch er publizierte Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA – legt beispielsweise den Assimilationsprozess linear über drei Generationen an und geht dabei ganz klar von einem Generationenzusammenhang aus:¹⁵ Bei ImmigrantInnen der Ersten Generation erfolge wirtschaftliche und soziale Anpassung, die Herkunftskultur wird jedoch durch ethnische Gruppenbildung bewahrt. Bei ihren Nachfahren, der Zweiten Generation, begrenzen sich ethnische Standards bereits auf den familiären Bereich. In der Dritten Generation komme es durch die Aufgabe sämtlicher Beziehungen zur Herkunftskultur der (Groß-)Eltern zur völligen Assimilation an das Aufnahmeland, was sich unter anderem durch interethnische Partnerschaften ausdrückt. Die beschränkte Erklärungsleistung dieser konsequenten Assimilationsmodelle wurde jedoch ebenso bald offensichtlich: Bereits Ende der 1930er Jahre beschreibt Marcus Lee Hansen das Phänomen, dass in der Dritten Generation wieder großes Interesse für die Herkunftskultur der Familie bestehe, obwohl sich die Zweite Generation bewusst davon distanziert habe um den Konflikt ihrer „zwei Welten“ aufzulösen und „Minderwertigkeitsgefühle“ – etwa aufgrund von Sprachproblemen – zu verdrängen. Er folgert:

„The theory is derived from the almost universal phenomenon that what the son wishes to forget the grandson wishes to remember.“¹⁶ Diese Zuwendung zur Herkunftskultur sei nach Hanson für die – bereits im Land geborene – Dritte Generation möglich und attraktiv, da für sie keine negativen Resonanzen der Aufnahmegesellschaft mehr zu befürchten seien.

Die Option selektiver und symbolischer Übernahme

In der Debatte um die Phänomene der „ethnic revivals“ in den USA wiesen Vladimir C. Nahirny und Joshua A. Fishman Mitte der 1960er Jahre explizit auf die Wichtigkeit hin, nicht nur den Grad, sondern die Art der ethnischen Identifikation zu analysieren. Man könne den unterschiedlichen Umgang mit dem ethnischen Erbe beobachten:

„While the sons treated ethnicity as something to be evaluated, manipulated or even dispensed with at will, the fathers still continued to live by it and, in the process of doing so, imperceptibly but necessarily changed and modified it.“¹⁷

Die herkunftsethnischen Lebensweisen und Einstellungen verlieren im Generationenverlauf ihre Selbstverständlichkeit und unterliegen der absichtlichen Evaluation, Manipulation oder Ignoranz. Die besondere Bindung an die Ethnizität bestünde oft in einer Identifikation mit ausgewählten abstrakten Werten und Idealen, die die Herkunft symbolisieren und ein Kunstprodukt aus Realität und Vorstellung bilden.

Tatsächlich sei das, worauf nachfolgende Generationen zurückgreifen, rein als „Symbol“ zu verstehen, da sie weder herkunftsethnische Kultur noch Organisationen benötigen, konstatiert dann Herbert J. Gans und schreibt von „symbolic ethnicity“.¹⁸ Das, was wie ethnische Wiederbelebung erscheinen mag, sei in Realität nur verstärkte Visibilität für dauerhaft bestehende kulturelle Elemente, die nicht mit gestiegener ethnischer

¹⁵ Vgl. Esser, Hartmut: *Aspekte der Wanderungssoziologie: Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt 1980, S. 40ff und Han, *Soziologie der Migration*, S. 42ff.

¹⁶ Hansen, Marcus Lee: *The Problem of the Third Generation Immigrant (1938)*. In: Sollors, *Theories of Ethnicity*, S. 202-215, S. 206.

¹⁷ Nahirny, Vladimir C./Fishman, Joshua A.: *American Immigrant Groups: Ethnic Identification and the Problem of Generations (1965)*. In: Sollors, *Theories of Ethnicity*, S. 266-281, S. 272.

¹⁸ Gans, Herbert J.: *Symbolic Ethnicity: The Future of Ethnic Groups and Cultures in America (1979)*. In: Sollors, *Theories of Ethnicity*, S. 425-459.

Aktivität verwechselt werden dürfe. Symbolische Ethnizität sei Ausdruck einer neuen Phase der Assimilation beziehungsweise Akkulturation, nämlich des Bemühens um Individualität in einer Gesellschaft, die sich ja auch durch eine gewisse (Mehrheits-)Kultur definiert. Möglich sei diese neue Öffentlichkeit erst durch den sozialen Aufstieg der Nachfahren gegenüber der Ersten Generation. Das Moment der Individualität motiviert auch nicht, Bindungen mit anderen „ethnics“ (so Gans' Bezeichnung für Nachfahren von ImmigrantInnen) einzugehen. Der Fokus liege auf dem persönlichen Empfinden, ethnisch – also zum Beispiel türkisch oder arabisch – zu sein und einem darauf abgestimmten selbst-gewählten Rollenverhalten. Da dieser Ausdruck des ethnisch-Seins individuell und derart gestaltet werden kann, dass sie nicht mit anderen Rollen und Einstellungen der jeweiligen Person und ihrer Umgebung in Konflikt gerät, sei diese Ethnizität zunehmend divers. Kurz gesagt, die Symbole der Ethnizität sind dieser Diagnose nach form- und gestaltbar, herkunfts-ethnische Identität wird zur Freizeitaktivität und verliert an Relevanz – etwa hinsichtlich der Regulierung von Familienbeziehungen.

Das Konzept der symbolischen Ethnizität behält seine empirische Legitimation, sehr wesentlich erscheint dabei jedoch die aktuelle Neubetrachtung Mary C. Waters: Sie konstatiert, dass neben der Suche nach Gemeinschafts- und Konformitätsgefühlen bei gleichzeitigem Verlangen nach Individualität ein ganz wesentlicher Grund, an symbolischer Ethnizität festzuhalten, auch der sei, dass „sie zu rassistischen Überzeugungen passt“,¹⁹ die die hegemoniale Mehrheitsgesellschaft habe. Waters unterstreicht zwar die Wahlfreiheit, die jede/r in Bezug auf die eigene ethnische Identität habe, nämlich ob und wenn ja, welcher ethnischen Gruppe man sich zurechne. Die Frage der Zuordnung beziehungsweise der Selbst-Definition über die ethnische Dimension stelle sich insbesondere bei gemischt-ethnischer Herkunft, aber auch bei jenen, die einen homogenen ethnischen Hintergrund haben. Über symbolische Ethnizität könne ein – teilweise romantisch verklärtes – Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gemeinschaft erzeugt werden, ohne Individualitätsverlust oder Konformitätsdruck. Ethnische Traditionen können selektiv übernom-

men werden, zum Beispiel traditionelle Geschlechterrollen und sexistische Aspekte können so abgelehnt oder auch selektiv fortgeführt werden. Der für die gesellschaftliche Integration ethnischer Vielfalt wesentliche Punkt ist laut Waters jedoch, dass diese hohe Flexibilität, Selektivität und Symbolhaftigkeit der ethnischen Identifikation gegenwärtig keineswegs für alle gesellschaftlichen Gruppen und Populationen mit Migrationshintergrund gilt. Der rassistische Aspekt sei, so Waters, die sich auf ihre Studien über die US-amerikanische Gesellschaft bezieht, dass diese Art von symbolischer Ethnizität keineswegs für nicht-weiße Minderheiten gelte. Für diese „visible minorities“ sei die ethnische Zugehörigkeit keine Wahlmöglichkeit, denn soziale und politische Konsequenzen, die sich daraus ergeben, dass die asiatische, hispanische oder afrikanische Herkunft der Familie sichtbar ist, „sind meistens weder symbolisch noch freiwillig gewählt. Sie sind real und häufig schmerzhaft.“²⁰ Auch oder gerade in der amerikanischen Gesellschaft, in der sich alle mehr oder weniger auf eine ausländische Herkunft ihrer Familie beziehen könnten, würde diese Diskrepanz zu wenig beachtet und es fehle das Verständnis, welche Unterschiede der Bezug auf Ethnizität mache. In der weißen Bevölkerung dominiere die Vorstellung, alle Vorfahren seien als gleichwertig anerkannt beziehungsweise in gleichem Maße diskriminiert worden, als sie in die USA einwanderten – was klar widerlegbar ist. Vielen, die symbolische Ethnizität als voluntaristisches Element in ihre Identität integrieren, fehle das Verständnis dafür, dass ethnische Identität für andere durch gesellschaftliche und politische Komponenten beeinflusst wird und auch mit ungewollten Konnotationen und gesellschaftlichen Problemen behaftet ist. Das Ziel einer pluralistischen Gesellschaft sieht Waters darin, dass es allen möglich ist, eine symbolische Ethnizität zu haben. Dies entspräche der Eingliederungsform der „Integration“. Darunter wird ursprünglich verstanden, dass die ethnischen Kulturen beider aufeinander treffenden Kollektive zu einem großen Teil beibehalten werden können, dies für keine der Gruppen sozioökonomische Benachteiligungen bringt und für die Individuen eine freie Wahl der kulturellen Identifikation besteht. Diese Option, dass ImmigrantInnen ihre ethnische Identität beziehungsweise wesentliche Ausdrucksformen davon beibehalten können,

¹⁹ Waters, Mary: *Ethnische Identität als Option*. In: Honneth, Axel (Hrsg.): *Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie*. Frankfurt am Main 1994, S. 205-232,

S. 205.

²⁰ Ebd., S. 216.

tritt erst in späteren soziologischen Theorien und politischen Konzepten auf.

Die mehrdimensionale Heterogenität von Gesellschaften

Eine Differenzierung zwischen einer Nationalkultur mit einem minimalen Einfluss verschiedener Ethnien auf gesellschaftlicher Makroebene, diversen „ethnic subsocieties“ auf Mesoebene und einer sich daraus ergebenden Gruppenheterogenität auf Mikroebene nahm als einer der Ersten Milton M. Gordon in den 1960er Jahren vor. Allerdings ist dies auch bei ihm nur ein Zwischenstadium.²¹ Die erste Phase eines Eingliederungsprozesses, der nicht mehr wie etwa bei Park oder Duncan als unumkehrbar progressiv verstanden wird, ist stets die kulturelle Angleichung, die beispielsweise Spracherwerb beinhaltet. Zweitens partizipieren ImmigrantInnen zunehmend in strukturellen Bereichen wie Organisationen und Institutionen, was dazu führt, dass sie auch

kulturell assimiliert sind (was aber nicht immer mit tatsächlicher Integration in diese Strukturen einhergeht). Dies führt in einem dritten Schritt dann wiederum zur Aufgabe der herkunftsethnischen Identität, an ihre Stelle tritt nun erst ein Zugehörigkeitsgefühl zur Aufnahmegesellschaft, was Diskriminierung wie Wertkonflikte der ehemals Fremden theoretisch beendet.²² Während also in bestimmten gesellschaftlichen Sphären der Bezug zur Herkunft in gewissen Phasen möglich ist und daraus entstehende ethnisch geprägte Kollektive akzeptiert werden, geht auch dieses Modell letztendlich von einer absoluten Anpassungsleistung der MigrantInnen aus.

Ein kohärentes Analysemodell, das die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Formen der Eingliederung von MigrantInnen auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen berücksichtigt, macht

Die unterschiedlichen Ebenen der Integration sind die „personale“, die „soziale“ und die „systemische“.

schließlich der heute noch aktuelle Autor Hartmut Esser.²³ Eingliederung von ethnisch „Fremden“ münde als Resultat des Lernens über die neue Bezugsgruppe und der mitunter spannungsgeladenen Angleichung optimalerweise in einen „Zustand des Gleichgewichts“²⁴ beziehungsweise des „normalen Funktionierens“. Esser fokussiert dabei also auf individuelles interessengeleitetes Handeln der MigrantInnen und ihre kognitiven Lernprozesse – also die aktive Sondierung und Veränderung „bestimmter Wert-Erwartungszusammenhänge, wie sie dem Handeln zugrunde liegen“²⁵ – im Eingliederungsverlauf. Der Prozess besteht aus Akkulturation, Integration und Assimilation. Bei Akkulturation handelt es sich um eine gegenseitige Beeinflussung und wechselseitige Veränderung beider – der Fremden und der Aufnahmegesellschaft.

Werte, Normen, Lebensstile, Verhaltensmuster und Identitäten werden in diesem Modell nacheinander angepasst und die Einseitigkeit des Assimilationsprozesses aufgehoben. Laut Esser kann Akkulturation dann Integration und Assimilation bedingen, wenn die Fremden eine weitere Eingliederung bewusst anstreben. Die Wechselseitigkeit

bleibt in der Realität jedoch vielfach ohnehin nur auf periphere Lebensbereiche begrenzt – wie etwa Musik oder Esskultur –, ansonsten orientiert sich die Minorität an der Majorität.

Die erwähnten unterschiedlichen Ebenen der Integration sind die „personale“, die „soziale“ und die „systemische“. Auf der individuell-psychischen Ebene erfolgt eine „personale Integration“, wenn Wahrnehmungs- und Bezugssysteme modifiziert werden, kein innerer Konflikt zwischen den Orientierungen des Herkunfts- und des Aufnahmelandes besteht und psychische Stabilität in diversen – komplexen ebenso wie einfach zu lösenden – Situationen gegeben ist. Akzeptanz und Toleranz in der Interaktion mit der Aufnahmegesellschaft bezeichnet den Zustand erfolgreicher „sozialer Integration“. Auf der Makroebene führt eine latente Balance im

²¹ Vgl. Mintzel, Alf: *Multikulturelle Gesellschaften in Europa und Nordamerika. Konzepte – Streitfragen – Analysen – Befunde*. Passau 1997, S. 266ff und Han, *Soziologie der Migration*, S. 50ff und 300ff.

²² In den USA hatte das ideologische Konzept des „cultural pluralism“, wonach allen ethnischen Gruppen die legale Gleichheit und „the right to be different“ zustehen würde, zwar in den 1960er Jahren die Idee des Schmelztiegels abgelöst, entsprach jedoch nicht der gesellschaftlichen Realität. Gordon diagnostizierte, dass bei vielen

ethnischen Minoritäten der Assimilationsprozess nicht über das Stadium der kulturellen Anpassung hinausgeht und die wesentliche strukturelle Assimilation (bei ihm gleichbedeutend mit Integration) somit nicht gegeben ist.

²³ Vgl. Esser, *Aspekte der Wanderungssoziologie*, sowie Han, *Soziologie der Migration*, S. 57ff und 309ff und Mintzel, *Multikulturelle Gesellschaften*, S. 285ff.

²⁴ Esser, *Aspekte der Wanderungssoziologie*, S. 20.

²⁵ Ebd., S. 190.

funktionalen Verhältnis diverser interdependenter Gruppen zu „systemischer Integration“. In Bezug auf die Grundfrage des Artikels, inwieweit ethnische Identität beibehalten oder verändert wird, ist es laut Esser wesentlich, zwischen absoluten Eigenschaften der Individuen und solchen Eigenschaften, die die MigrantInnen in Beziehung mit anderen erwerben und die in der sozialen Integration wirksam werden, zu differenzieren. Gesellschaften sind per se heterogen, wodurch Anpassung beziehungsweise Assimilation immer nur auf bestimmte Subsysteme möglich sei. Individuell-absolute Eigenschaften bilden dabei kognitives Wissen und Werte. Individuell-relationelle Eigenschaften beziehen sich auf soziale Interaktion und strukturelle Institutionalisierung, sie sind nicht nur durch Individuen, sondern auch von der Aufnahmegesellschaft bestimmt.

Sowohl in ethnisch homogenen als auch in ethnisch heterogenen Gesellschaften treten Konflikte um „knappe Güter“ auf, zu welchen bei Esser auch „die Gesamtheit der Grundlagen von Selbstverständlichkeiten zählen, auf denen das Alltagsleben beruht: die Art der Gewohnheiten und Traditionen, die politischen und religiösen Überzeugungen – insbesondere über die ‚Rechtmäßigkeit‘ bestimmter Zustände – sowie insgesamt der Inhalt der jeweiligen ‚Weltanschauungen‘“. ²⁶ In einem Fall seien es soziale Konflikte, im anderen können es auch ethnische Konflikte sein, die verschärft auftreten, wenn sie nicht nur ideeller, sondern auch materieller Art sind. Für die Mehrheit heutiger multi-ethnischer Nationalstaaten könnten zwar „ethnische Konflikte“ festgestellt werden, bei denen kulturelle Kategorisierungen getroffen werden und keine für alle beteiligten Gruppen vorteilhaften Konfliktlösungen gefunden werden können. Möglich ist jedoch auch ein gegenteiliger Zustand, nämlich jener „ethnischer Integration“. Dabei könnte eine Vielzahl ethni-

scher Identifikationen konfliktfrei in einer nationalen Einheit koexistieren, da etwaige Konflikte zum Vorteil aller gelöst werden. ²⁷

Das Ideal der Assimilation der Fremden ist bei Esser im Gegensatz zu älteren Modellen nicht mehr Voraussetzung für ihre Eingliederung in alle Ebenen der Gesellschaft. Individuen wie Gruppen können somit ihre ethnischen Identitäten theoretisch beibehalten, ohne dass es zu Konflikten kommt. Ethnische Mehrfachidentifikationen stehen in derartigen Modellen nicht mit einer „Integration“ im Widerspruch. – Gesellschaftliche „Anerkennungskämpfe“, das heißt idealtypisch interaktive Verhandlungen über die über bloße Toleranz oder Akzeptanz hinausgehende Anerkennung der jeweiligen anderen Identität haben sich damit jedoch nicht erübrigt. ²⁸

Das konkrete Erleben ethnischer Diversität

Betrachtet man die Beispiele, die die genannten AutorInnen für ihre Theorien anführen, wird sehr deutlich, dass das, was gesellschaftlich als „Integration“ verlangt wird, wie auch das, was Personen mit Migrationshintergrund als für sich selbst relevante ethnische Identifikation definieren, sehr schwer zu fassen ist. Die besprochenen Modelle sind ganz klar in ihrem jeweiligen historischen und politischen Kontext zu betrachten, auch wenn sie mitunter den Anspruch erheben, für unterschiedlichste gesellschaftliche Situationen gültig zu sein.

Auch die Auseinandersetzung mit Lebenswelten, Einstellungen und Verhaltensweisen von jungen Erwachsenen der so genannten „Zweiten Generation“, für die ja klassisch ein besonderes Spannungsfeld skizziert wird („zwischen den Kulturen“, „zwischen den Welten“), bestätigte dies. ²⁹ Es zeigte sich eine große Heterogenität und Kom-

mehrheitlich muslimischen Land – Türkei, arabische Staaten, Iran, Bosnien/ehemaliges Jugoslawien – nach Österreich eingewandert waren und die selbst bereits in Österreich geboren wurden oder spätestens im Volksschulalter nach Österreich gekommen sind. (Bestimmend für die Zuordnung zur Zweiten Generation war die bloße Tatsache der Migration der Eltern und nicht eine bestimmte Identifikation mit dem Herkunftsland der Eltern oder religiös-muslimische Prägung.) In Graz und Wien wurden so genannte problemzentrierte offene Interviews geführt und 33 davon aufbereitet, qualitativ ausgewertet und interpretiert. Siehe: Ornic, Nikola: *Die Zweite Generation und der Islam in Österreich. Eine Analyse von Chancen und Grenzen des Pluralismus von Religionen und Ethnien*. Graz 2006.

²⁶ Esser (Ethnische Konflikte und Integration, 1993) zit. n. Mintzel, *Multikulturelle Gesellschaften*, S. 287.

²⁷ Diese Koexistenz bedeutet jedoch keine Segregation, bei welcher idealtypisch der Kontakt mit anderen ethnischen Kollektiven auf ein Minimum reduziert und kulturelle Transfers weitgehend vermieden werden und/oder strukturelle Maßnahmen die Partizipation von Minoritäten in relevanten gesellschaftlichen Bereichen einschränken oder verunmöglichen.

²⁸ Taylor, Charles: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Hrsg. von Amy Gutmann, Frankfurt am Main 1993.

²⁹ Die folgenden Aussagen beruhen auf einer qualitativen Studie über ethnische, religiöse und nationale Identität(en) junger Frauen und Männer der „Zweiten Generation“, also Personen, deren Eltern aus einem

plexität darin, wie ethnische Standards von immigrierten Vorfahren und Transformationen dieser Werte und Normen implementiert werden und welche Art und Vorstellung von Integration damit korrespondiert. Das Prinzip, einer Generation kollektiv ein bestimmtes Stadium der Eingliederung zuzuschreiben (wie etwa bei Duncan oder Hansen), ist grundlegend problematisch. Vielmehr existieren verschiedenen Eingliederungsformen von idealtypischer Assimilation über Integration bis zu Ansätzen von Segregation parallel. Selbst bei Personen, deren Familien-Migrationshistorie ähnlich ist, zeigen sich deutliche Unterschiede.

Gemeinsam ist den Befragten der Zweiten Generation nur, dass gegenüber der Eltern-generation ein Wandel der ethnischen Identifikation unumgänglich ist und die Übernahme dessen, was unter „Herkunftsethnicität“ zusammengefasst werden kann, selektiv ist. Das soziale Umfeld ermöglicht es nicht – auch wenn dies von den Eltern oder den Jugendlichen selbst angestrebt wird – Lebensformen homogen beizubehalten. Unterschiedlich ist dabei das Ausmaß: Bei manchen wandelte sich ethnische Identifikation und Praxis stark und wird zu einem bewusst selbst gestalteten „Kunstprodukt“, einhergehend mit starker Individualisierung. Bei anderen besteht weniger Transformation und Ethnizität in der Prägung der Herkunftskultur, diese behält eine hegemoniale Stellung im Familienleben. Andere interessieren sich wenig für die Kultur der Vorfahren und tradieren kaum etwas weiter. Außerdem divergieren oft die Einstellungs- und die tatsächliche Handlungsebene, das heißt das Selbstbild ist stärker herkunftsethnisch geprägt als durch kulturelle Praxis der Personen sichtbar wird.

Am wesentlichsten ist der Bezug durch die Muttersprache der Eltern – Türkisch, Kurdisch, Arabisch, Persisch – gegeben und sie wird als stark identitätsstiftend erlebt, auch wenn diese für die Zweite Generation in Österreich keine Bildungssprache ist und der Spracherwerb fast ausschließlich über die Familie erfolgte. Die Sprache wird von den jungen Frauen und Männern explizit als Indiz dafür gesehen, dass die Herkunftskultur der Familie nicht verdrängt oder vergessen wurde. Darüber hinaus sind es alltagskulturelle Elemente wie Essen aus dem jeweiligen Land, folkloristische Traditionen und gewisse Grundeinstellun-

gen wie Gastfreundschaft oder Akzeptanz von Altershierarchien, bei manchen religiöse Traditionen (wobei sowohl sehr religiöse als auch nicht religiöse Befragte eine klare Trennung zwischen Religion und Tradition ziehen). Auch das Fernsehen von TV-Programmen aus dem jeweiligen Herkunftsland wird sehr oft genannt. – Während in den 1970er und 1980er Jahren in MigrantInnenfamilien vor allem deutschsprachige Medien konsumiert wurden³⁰ dürfte es durch die Verbreitung des Satellitenfernsehens zu einem Wandel gekommen sein und verstärkt türkische, arabische, kurdische und andere Medien konsumiert werden. Dies wird – kurz gesagt – in der Zweiten Generation einerseits als Selbstverständlichkeit und gute Möglichkeit der Information über das Leben im Herkunftsland der Familie und die Sprachkenntnisse zu verbessern gesehen, andererseits wird es als problematisch gesehen, da dadurch der von ihnen als Notwendigkeit gesehene Informationsfluss über das aktuelle Geschehen in Österreich durch das österreichische Fernsehen und Radio fehle. Um Zeitungen oder Zeitschriften aus dem Herkunftsland intensiv zu lesen, reichen die Sprachkenntnisse meist nicht aus. Die Befragten haben aber auch kaum Interesse, sich an – teilweise zweisprachig gestalteten – Medien von MigrantInnen-Gruppen in Österreich zu beteiligen.

Ganz klar ist die Familie die soziale Sphäre, in der diese Elemente verortet und gepflegt werden, wo aber auch deshalb intergenerationelle Konflikte über Normen und Werte verschärft auftreten. Grundsätzlich sind die Prozesse nicht alleine von den Individuen selbst gesteuert, Erwartungen von Familie und erweitertem sozialen Umfeld, Erfahrungen von Diskriminierung (etwa aufgrund des „ausländischen“ Aussehens oder Namens) und Zugehörigkeitsunsicherheiten spielen eine wesentliche Rolle dabei. Die konkreten „ethnischen“ Wahloptionen sind also für MigrantInnen und ihre Nachfahren tatsächlich oft gering. Die Möglichkeit „symbolischer Ethnizität“ besteht nur für wenige. Auch bei Personen, die bereits in Österreich geboren wurden, kann man durchaus von einem „Integrationsprozess“ sprechen, da auch sie von Erfahrungen der Fremdheit aufgrund der ausländischen Herkunft der Familie betroffen sind, die Auseinandersetzung mit der familiären Herkunft und kleine „ethnic revivals“ werden zumeist von außen ange-regt.

³⁰ Vgl. Bauböck, Rainer/Neyer, Gerda/Wimmer, Hannes: *Untersuchung über die ausländischen Arbeitskräfte in*

Österreich., S. 192.

Die von Esser getroffene analytische Trennung sozialer und personaler Integration bewährt sich und zeigt, dass es zu Ungleichzeitigkeit kommt. Zum Beispiel bewirkte oft erst soziale Integration – durch Aufbau von Beziehungen mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft – eine Lösung innerer, also personaler Identitätskonflikte. Ganz klar tritt das bei Fällen auf, in denen familiäre Erziehung die Idee der Unvereinbarkeit von herkunftsethnischen und „österreichischen“ Normen und Werten transportierte. Bestimmend für Integration sind natürlich die Möglichkeiten zur strukturellen Partizipation, die die betroffenen Jugendlichen vorfanden (etwa die desintegrative Wirkung materieller Armut wird deutlich). Unter „Zugehörigkeit“ wird nicht Assimilation verstanden, obwohl in der Zweiten Generation auch „individuell-relationale Assimilation“ zu beobachten ist und eine bewusste partielle

„Selbstassimilierung“ betrieben wird (etwa beim Verständnis von Geschlechterrollen). Charakteristisch für jene, die sich Österreich zugehörig fühlen ist der starke Wunsch, auch als selbstverständlicher und dauerhafter Teil der österreichischen Gesellschaft gesehen zu werden. Eine „Entelechie“ im Sinne Mannheims besteht also am ehesten in diesem Wunsch nach Anerkennung.

Der Blick auf die Zweite Generation zeigt die Realität oder gar Normalität pluralistischer Konzeptionen von ethnischer Identität. Die spannende gesellschaftspolitische – und auch wissenschaftliche – Frage bleibt, wie und wann sich diese Diversität nachhaltig in kollektiver beziehungsweise nationaler Identität widerspiegeln wird oder ob viele weiterhin „Integration“ sagen und damit „Assimilation“ meinen.

Nikola ORNIG (1979)

Mag.a Dr.in; 1997-2005 Diplom- und Doktoratsstudium der Soziologie an der Karl-Franzens-Universität Graz, Auslandsstudienjahr an der University of Waterloo (Kanada); 2002-2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Spezialforschungsbereich „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“; seit 2005 im jugendpolitischen Bereich tätig.
Selbständige Publikationen: *Die Zweite Generation und der Islam in Österreich. Eine Analyse von Chancen und Grenzen des Pluralismus von Religionen und Ethnien*. Graz 2006; „Globalisierung entwickeln“. *Eine Reflexion über Entwicklung, Globalisierung und Repolitisierung*. Hg. gem. mit Gerald Faschingeder, Wien 2005.

Was dieselbe Sprache redet...

Sprache und Identität im kommunikativen Spannungsfeld zwischen Ich- und Wirwahrnehmungen

Petra Herczeg

„Selbst- und Fremdbezeichnungen gehören zum täglichen Umgang der Menschen. In ihnen artikuliert sich die Identität einer Person und ihre Beziehung zu anderen Personen. Dabei kann im Gebrauch der Ausdrücke Übereinstimmung herrschen, oder jeder verwendet für sein Gegenüber einen anderen Ausdruck, als dieser für sich selbst benutzt“¹.

Zugehörigkeits- und Abgrenzungsphänomene, die in den Begriffen „wir“ und die „anderen“ zusammengefasst werden können, bestimmen (gesellschafts)politische und sozialwissenschaftlichen Diskurse. Der Begriff der Identität steht dabei genauso im Vordergrund wie die Frage nach der Verbalisierung von „Identitäts-Zuständen“ durch die „Sprache“. Die Fragen „Wer bin ich?“ und daran anschließend „Wer sind wir?“ erschließen sich in unterschiedlichen Dimensionen. Dieser Beitrag widmet sich den unterschiedlichen Problemdimensionen und Zusammenhänge von „Identität“ und „Sprache“, die im Kontext der Kommunikationswissenschaft thematisiert werden.

Theorienfülle und Begriffsinflation

Die inflationäre Verwendung des Identitätsbegriffes erschwert den Zugang zu diesem Terminus – ein Zitat von Keupp verdeutlicht diese Problematik:

„...inzwischen bestimmt er [= der Identitätsbegriff, P.H.] den medialen und politischen Diskurs. Im religiösen Feld tummeln sich ‚Identity-Churches‘, im politischen Raum ist von ‚Identity-Politics‘ die Rede, die Imagepflege von Warenproduzenten kommt als ‚Corporate-Identity‘ daher,

und die Ratgeberliteratur verspricht uns ‚Identity Styling‘ oder ‚Identity Shaping‘ bzw. hält ‚Identity Cancelling‘ für erforderlich. Der Identitätsbegriff ist zu einem alltagskulturellen Begriff mit weiter Verbreitung geworden. Er ist der ‚Inflationsbegriff Nr. 1‘“².

Die Frage nach der Identität keimt im Moment der Krise, denn so gut wie niemand denkt über seine Identität nach, wenn diese nicht – in welcher Form auch immer – in Frage gestellt wird. Die wissenschaftlichen Begriffsbestimmungen sind geprägt von unterschiedlichen theoretischen Zugängen, die das Verständnis von Identität prägen. Besonders in den Arbeiten von George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman wurden Konzepte von „Identität“ oder des „Selbst“ entworfen, die heute als kanonisch gelten³. Diese Theorien stellen einen entscheidenden Beitrag zur Bedeutungsentfaltung und Verbreitung des Identitätsbegriffes in den Sozialwissenschaften (so auch in der Kommunikationswissenschaft) dar, da sie für die „Wissenschaftlichkeit“ des Begriffs stehen⁴.

In den meisten wissenschaftlichen Annäherungen und Definitionsversuchen wird davon ausgegangen, dass Identitäten nicht statisch sind, sondern prozesshaft, und das Phänomen der Identität wird

„zunehmend aufgefasst als sprachlich und medial konstituierte Individualität und Sozialität, als Oberbegriff für multipel-fraktale, fließende Patchwork-Identitäten in der individualisierten und pluralisierten, technisch und digital vernetzten Postmoderne“⁵.

Durch Sprachaneignung und den Umgang mit Sprache(n) wird (auch) Identität konstituiert – sie entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit der Umwelt und entsteht über gesellschaftliche

¹ Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeichen*. Frankfurt/Main 1989, S. 211.

² Keupp, Heiner: *Identität*. In: Grubitzsch, Siegfried / Weber, Klaus (Hg.): *Psychologische Grundbegriffe. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 239.

³ Evidenterweise verbunden auch mit der Kritik an den einzelnen Modellen.

⁴ Jungwirth, Ingrid: *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman*. Bielefeld 2007, S. 10.

⁵ Kresic, Marijana: *Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*. München 2006, S. 11f.

Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesse. Identität verwirklicht sich in „kommunikativer, sprachlicher Interaktion“⁶ und ist im Medium Sprache eingebettet. Identitätskonstruktionen erfolgen auf Basis bestimmter sozialer und kultureller Vorgaben. Massenmedien stellen „eigentümliche Spiegelungsflächen für Individuen“⁷ dar, und indem unterschiedliche Rollenmodelle angeboten werden, fördert Massenkommunikation die Ambiguitätstoleranz. Denn einerseits werden durch die Massenmedien konsistente Normen für die Individuen produziert, andererseits werden durch das unterschiedliche mediale Angebot auch Ambivalenzen erzeugt. So kann die von Individuen zu entwickelnde Identitätskompetenz in einen direkten Zusammenhang mit einer zu entwickelnden Medienkompetenz gebracht werden. Diese Fähigkeiten konstituieren sich in einem lebenslangen Prozess, sind in das individuelle soziale Umfeld und in die medialen Gegebenheiten eingebettet.

Die Frage, welche Rolle Sprachen in den unterschiedlichen Identitätstheorien spielen und wie die Kommunikation in den einzelnen Theorieansätzen über den Stellenwert von Sprachen erfolgt, ist auch in diesem Kontext essenziell.

Der Identitätsbegriff, der in sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Kontexten verwendet wird, geht auf Erik H. Erikson zurück⁸. Sein Ansatz ist ein sozialpsychologischer, der vorderhand auf Fragen der Identitätsentwicklung, der Sozialisation und der sozialen Kognition eingeht. In den weiteren Ausführungen wird exemplarisch auf die Identitätstheorien von Erikson und Mead eingegangen, da deren Theorieentwürfe in der Auseinandersetzung mit „Identität“ als Referenzgrößen verwendet werden. Wie sich zeigen soll, tauchen in diesen frühen Modellen Hinweise auf die Bedeutung der Sprache bereits auf.

Stufe um Stufe zum Ich

Erikson erstellte eine Identitätstheorie, die unterschiedliche Entwicklungsstadien im Lebenszyklus

postuliert, die Identitätsbildung erfolgt für ihn im Rahmen einer – wie er es nennt – entwickelten Konfiguration:

„eine Konfiguration, die allmählich konstitutionelle Gegebenheiten, höchst persönliche Bedürfnisse, bevorzugte Fähigkeiten, wichtige Identifikationen, wirksame Abwehren, erfolgreiche Sublimierungen und konsequente Rollen integriert“⁹.

Zwei Aspekte sind für die Bildung der Ich-Identität verantwortlich, einerseits die innerpsychische und andererseits die soziale Natur. Erikson geht davon aus, dass jede Lebensphase des Individuums durch eine psychosoziale Krise bestimmt wird, dass diese Krisen bewältigt werden und das Stufenmodell kontinuierlich durchlaufen wird, bis das Ende der Adoleszenz ein konstantes Identitätsgefühl markiert.

Die Kritik an Erikson besteht darin, dass er – wie auch Mead – von einem starren Bild einer kohärenten Ich-Identitätsbildung ausging, während in den aktuellen Identitätskonzeptionen der prozesshafte Charakter der Identitätsbildung im Vordergrund steht.¹⁰

Eriksons Identitätstheorie orientiert sich an gesellschaftlichen Normen, die als Referenz „für die Reproduktion von Normen genommen werden“¹¹ können. Die Funktion der Sprache wird bei Erikson implizit in Bezug auf die Identitätsentwicklung in sein Modell integriert. Der Stellenwert der Sprachentwicklung zeigt sich im Stufenmodell, wenn das Kind aktiver wird und seine Handlungsmöglichkeiten auch über die Sprache artikulieren kann.

I und me im Wechselspiel

Explizit wird die Funktion der Sprache in der Identitätsbildung bereits im Modell von Mead. Er geht davon aus, dass sich das Individuum die Welt über symbolische Bedeutungen und Handlungen erschließt. Dabei geht es ihm – in Abgrenzung zum Behaviorismus – vor allem darum, dass unser Selbst durch soziale Interak-

⁶ Ebd., S. 40.

⁷ Reinhardt, Jan D.: *Medien und Identität*. In: Jäckel, Michael (Hrsg.): *Mediensoziologie. Grundfragen und Forschungsfelder*. Wiesbaden 2005, S. 33.

⁸ Jungwirth, Ingrid: *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften*, S. 16.

⁹ Erikson, Erik H.: *Der vollständige Lebenszyklus*. 4. Aufl. Frankfurt/Main 1998, S. 97.

¹⁰ Vor allem Keupp u.a. haben die Apodiktik dieses Stufenmodells kritisiert. D.h. dass die Identitätsentwicklung ab einem gewissen Zeitpunkt als ein abgeschlossener Prozess gesehen wird. Stellvertretend für andere: Keupp, Heiner: *Identität*. In: Grubitzsch, Siegfried / Weber, Klaus (Hg.): *Psychologische Grundbegriffe*, S. 239-245.

¹¹ Jungwirth, Ingrid: *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften*, S. 201.

tion entsteht. Geist und Identität entwickeln sich in einem gesellschaftlichen Prozess, Sprache ist Schlüssel und Voraussetzung für die Herausbildung von Geist (ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit des Menschen sich mit seiner Umwelt auch abstrakt auseinanderzusetzen) und Identität. Das menschliche Handeln ist sinnstiftend und sinnverstehend.

„Der Prozess, aus dem heraus sich die Identität entwickelt, ist ein gesellschaftlicher Prozess, der die gegenseitige Beeinflussung der Mitglieder der Gruppe, also das vorherige Bestehen der Gruppe selbst voraussetzt“¹².

Identität verwirklicht sich in der Beziehung zum Anderen und ist somit erst durch Sprache möglich. Kleinkinder, die noch nicht sprechen können, verfügen demnach noch über keine Identität. Für Mead sind Geist und Identität gesellschaftliche Phänomene, und die Sprache ist in der Gesellschaft das Vehikel zur Manifestation von Identität. Die Identität gliedert sich in „I“ und „Me“, wobei das „Me“ die Erwartungen der Gesellschaft und der anderen subsumiert, und das „I“ den individuellen, spontanen Umgang mit den anderen meint. Denn Identität kann nicht außerhalb der gesellschaftlichen Erfahrung entstehen¹³. Den Ursprung der Sprache bestimmt Mead in der vokalen Geste. Durch diese, d.h. durch einen Laut oder ein Wort, können bestimmte Sachverhalte ausgedrückt werden. Durch die Geste wird die Entwicklung der Sprache bedingt. Und die

„vokale Geste wird zum signifikanten Symbol, wenn sie wechselseitig verstanden wird. Mit der wechselseitigen Verwendung eines signifikanten Symbols zur Verständigung beginnt Sprache“¹⁴.

Sprache ist das System, in dem die Symbole „aufbewahrt“ sind und somit stellt Sprache auch die höchste Form von Kommunikation dar, denn in

der Sprache sind die gemeinsamen Erfahrungen einer Gesellschaft gespeichert¹⁵. Durch Sprache werden Situationen nicht nur symbolisiert, sondern erst ermöglicht.¹⁶ Sprache ist dadurch gekennzeichnet, dass gleiche Bedeutungen innerhalb einer Gemeinschaft geteilt werden. In Meads Sprachtheorie ist „Bedeutung in der sozialen Beziehung begründet (...) [und = P.H.] macht den sozialen Austausch zur Voraussetzung für die Sinnproduktion“¹⁷.

Sprache – und somit auch Geist und Bewusstsein – entsteht dadurch, dass die Symbole, die ein Individuum verwendet, von anderen auf die gleiche Art und Weise verstanden werden. Erst durch das Verstehen und das Einverständnis in Bezug auf die gemeinsamen Symbole ist gemeinsames Bewusstsein möglich. Ziel dieses Prozesses ist die Konstituierung von gemeinsamen Sinn. Dieser „Sinn“ wird durch gemeinsame Handlungen ausgetauscht. Durch die Sprache können wir mit den anderen kommunizieren, uns durch die Verwendung von gleichen Symbolen austauschen.¹⁸ Und durch die Verwendung von Symbolen kann man sich in den anderen hineinversetzen und Symbole können stellvertretend für die Handlungsabsichten und Interpretationsweisen gesehen werden¹⁹.

Indem ich den Anderen verstehe, verstehe ich mich auch selbst. Menschen sind in der Lage die Perspektive des Anderen zu übernehmen. Diese Fähigkeit der Perspektivenübernahme führt dazu, dass man in die Rolle des anderen schlüpfen kann und so auch die Handlungen für sich selbst überprüfen kann. Dies führt zur Identitätsbildung, die durch das Bewusstwerden der Rolle des Anderen in sich selbst geschieht. Die Identität entwickelt sich in verschiedenen Phasen, das Kind lernt sich in dem gesellschaftlichen System zurechtzufinden und sich seiner Identität immer mehr bewusst zu werden.

Im symbolischen Interaktionismus ist die Konstruktion des Subjekts dahingehend definiert, dass es sich durch interaktive Transaktionen und Bedeutungszuschreibungen immer seiner Identität

¹² Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. 7. Aufl. Frankfurt/Main 1988, S. 207.

¹³ vgl. Ebd., S. 182.

¹⁴ Abels, Heinz: *Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*. 4. Aufl. Wiesbaden 2007, S. 21.

¹⁵ Ebd., S. 21.

¹⁶ Vgl. Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*.

¹⁷ Jungwirth, Ingrid: *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften*, S. 115.

¹⁸ Kritisch zu hinterfragen ist, ob es in der Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Ansätzen (Stichwort: Mehrdeutigkeit der Zeichen) überhaupt noch möglich ist, zu postulieren, dass sprachliche Zeichen eindeutig verstanden werden müssen, um sich zu verständigen.

¹⁹ Abels, Heinz: *Interaktion, Identität, Präsentation*, S. 22.

tität versichert, sie beruht damit auf der Wechselseitigkeit von sozialer Anerkennung und Bestätigung.

Identität kann nicht außerhalb der gesellschaftlichen Erfahrung erwachsen²⁰. „Es gibt die verschiedensten Identitäten, die den verschiedensten gesellschaftlichen Reaktionen entsprechen“²¹, d.h. dass man sich situationsspezifisch der Umwelt anpasst und das, was von einem verlangt wird, in die Auseinandersetzung einbringt. Denn man hat verschiedene Beziehungen, die sich teilweise konkurrierend gegenüber stehen.

„Man kann die Identität eines Menschen aufspalten. Es werden zwei verschiedene Kommunikationsarten ausgelöst, die das Verhalten des Einzelnen spalten: Für den einen Teil gibt es nur das, was gesagt und gehört wird, für den anderen nur das, was er geschrieben sieht“²².

Dadurch kann es zu einer Persönlichkeitsspaltung kommen, d.h. das Auseinanderbrechen der Identität in mehrere Teilidentitäten entspricht der gesellschaftlichen Realität, kann aber dem einzelnen Individuum – wie einem Heranwachsenden – Schwierigkeiten bereiten, weil es in seinem Bezugssystem von vielen Identität stiftenden Einheiten umgeben ist: Eltern, Peergroups, Schule und die Gesellschaft an sich. Denn um seine Identität verwirklichen zu können, muss man von den anderen anerkannt werden.

George H. Meads Überlegungen zeigen, wie es zur Bildung eines „Selbst“ als eines „Mich“ kommen kann. Aber wie Giddens schreibt:

„Wohl ermöglichen die Schriften Meads einen Einblick in die Prozesse, die zur Bildung eines ‚Selbst‘ als eines ‚Mich‘ führen. Doch erscheint das ‚Ich‘ in Meads Werken als das fraglos gegebene Movers des Handelns, dessen Ursprung freilich im Dunkeln verbleibt.“²³

Giddens bezieht sich in seiner Argumentation auf die Strukturalisten, die eine Dezentrierung des

Subjekts²⁴ propagieren, da das Ich kein einheitliches, humanistisches und aus sich selbst zu erklärendes Subjekt-Wesen ist, sondern erst durch die Begegnung mit dem Anderen begriffen werden kann. Die Sprache des Ich ist die Sprache des Fremden²⁵.

„Die Konstituierung des ‚Ich‘ vollzieht sich nur über den ‚Diskurs des Anderen‘ – d.h. durch das Erlernen der Sprache –, doch muss man das ‚Ich‘ zum Körper als dem unmittelbaren Träger und Medium des Handelns in Beziehung setzen“²⁶

Um in die Terminologie von Mead zurückzukehren, bedeutet dies, dass das Individuum lernt, das „I“ und das „me“ richtig einzusetzen, dies ist allerdings nur dann gewährleistet, wenn parallel dazu eine syntaktisch differenzierte Sprache erlernt wird²⁷.

Und dies kann in Frage gestellt werden, wenn es darum geht wie Individuen, die sich in einem Wandel befinden – wie etwa Migranten – mit „ihrer“ Identität umgehen.

Medien als Lieferanten von Identifikationsangeboten

Gillespie befindet nach ihren Untersuchungen über Londoner Jugendliche, deren Eltern aus der indisch-pakistanischen Grenzregion Punjab stammen, dass „It is possible to observe both a proliferation and polarisation of identities, both a strengthening of existing local identities and a formation of new identities“²⁸. Durch die Medien – vor allem durch das Fernsehen und die Nutzung von Unterhaltungsgenres, Fernsehnachrichten und Fernsehwerbung – erfahren die Punjabi-familien in London von den gesellschaftlichen Bedingungen in Großbritannien. Geteilte Mediennutzungserfahrung ermöglicht – so der ja als geradezu klassisch anzusehende Befund – soziale Anschlusskommunikation.

Vor dem Hintergrund der Postmoderne kann festgehalten werden, dass durch den „Individuali-

²⁰ Vgl. Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*, S. 182.

²¹ Ebd., S. 184.

²² Ebd., S. 186.

²³ Giddens, Anthony: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. 3. Aufl. Frankfurt/Main, New York 1997, S. 93.

²⁴ Vgl. Lacan, Jacques: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI*. Berlin 1996.

²⁵ Die Operationalisierung, die hier vorgenommen wird, orientiert sich an der Begrifflichkeit von „Signifikant“ (das

Bezeichnete, Vorstellung) und Signifikant“ (das Bezeichnende). Dabei schließt dies an die Theorie der Arbitrarität des Zeichens an, in der jedes Zeichen aus zwei Teilen besteht – aus einer Bedeutungs- und einer Ausdrucksseite. Vgl. Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 1967.

²⁶ Giddens, Anthony, *Die Konstitution der Gesellschaft*, S. 93.

²⁷ vgl. Ebd., S. 93.

²⁸ Gillespie, Marie: *Television, ethnicity and cultural change*.

London 1995, S. 18.

sierungsschub“ Kinder und Jugendliche in gesellschaftlichen Kontexten groß werden, die von einer zunehmenden „Abnahme der Geltungskraft traditioneller Normen und Werte“²⁹ geprägt sind. Medien würden in diesem Kontext symbolisches Material und Handlungsanleitungen liefern, um Identifikations- und Orientierungsangebote für Jugendliche zu schaffen. Im Gegensatz zu den zitierten Entwürfen Eriksons, wird in den der Postmoderne zuzurechnenden Darstellungen der Patchwork-Identität „das Fragile, Zusammenhanglose und Zusammengestückelte der neuen Identitäten“³⁰ betont. Identitätskonstruktionen erfolgen aber nach wie vor im Spannungsfeld von Machtverhältnissen und hierarchischen Ordnungen. Für Kinder und Jugendliche übernehmen Medien eine wichtige Rolle in der Herausbildung der kulturellen Identität. Die elektronischen Medien können dabei als eine Art Fenster für die Auseinandersetzung mit globalen Jugendkulturphänomenen gesehen werden³¹. Für ältere Migrantengenerationen wird das Bedürfnis nach Zugehörigkeit dagegen sehr stark über die Nutzung der Heimatmedien abgedeckt³².

Ein Vergleich unterschiedlicher quantitativer Inhaltsanalysen der medialen Darstellung von Migranten in deutschen Massenmedien zeigt, dass diese vor allem in einem negativen, problemorientierten und aktualitätsbezogenen Kontext „gezeigt“ werden³³. Der Lebensalltag der Migranten, vor allem die „geglückte Verständigung“ mit den anderen wird nicht thematisiert. Die Medien folgen auch bei dieser Thematik ihrer allgemeinen Logik, die bei der Nachrichtenauswahl vor allem auf negative Selektionskriterien reflektiert³⁴. Wenn Migranten in den Medien stereotyp gezeigt werden, kann über die Darstellung der eigenen Gruppe bzw. der Gruppenmitglieder nicht nur kein Beitrag zur Integration

geleistet werden, sondern auch kein Beitrag zur Identitätsbildung. Bucher und Bonfadelli kommen zu dem Schluss, dass nicht nur Migranten Identitätsarbeit leisten müssen, sondern jedes Individuum. Denn die personale, soziale und kulturelle Identität kann nur im Umgang der Individuen mit sozialen Gruppen neu definiert und ausgehandelt werden und dies erfolgt (auch) über Konfrontationen und Konflikte, „indem sie situativ je unterschiedlich akzentuierte Identitätswürfe wählen und ausleben müssen...“³⁵.

Im Prozess der Identitätsbildung übernehmen Medien eine wichtige Rolle, indem sie³⁶:

1. Inhalte anbieten, die als Attribute für die Konstitution von Identitäten verwendet werden können, etwa durch an Gruppen gebundene Lebensstile und die damit verbundenen Bereiche.
2. Beziehungen zu den Medienfiguren und deren Werthaltungen und Handlungsweisen vermitteln, die Vorbildfunktion übernehmen können. Vor allem die interaktiven Medien – wie das Internet – führen zu einer mehr oder weniger passiven Nutzung, die sich in parasozialer Interaktion und Identifikation mit den Medienhelden widerspiegelt und eine aktive Möglichkeit bietet, die eigene Identifikation öffentlich zu präsentieren.
3. neue Identitätswürfe in den Medien selbst anbieten – die etwa in Casting-Shows oder anonym in den Chat-Rooms ausprobiert werden können.

Identitäten können eine Hybridform annehmen, da sie sich aus unterschiedlichen Faktoren zusammensetzen, die auch den situativen und interaktiven Möglichkeiten der Medien folgen und die klassisch tradierten Normen der Elterngeneration

²⁹ Moser, Heinz: *Medien und Migration: Konsequenzen und Schlussfolgerungen*. In: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum?* Wiesbaden 2007, S. 348.

³⁰ Ebd., S. 349.

³¹ Bucher, Priska/ Bonfadelli, Heinz: *Mediennutzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz*. In: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration*, S. 126.

³² Aumüller, Jutta: *Türkische Fernsehmedien in Deutschland*. In: Bonfadelli, Heinz/ Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration*, S. 41.

³³ Vgl. Müller, Daniel: *Die Darstellung ethnischer Minderheiten in deutschen Massenmedien*. In: Geißler, Rainer / Pöttker, Horst (Hrsg.): *Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss. Forschungsstand*. Bibliographie. Bielefeld

2005, S. 83 – 127.

³⁴ Vgl. u.a. Bonfadelli, Heinz: *Die Darstellung ethnischer Minderheiten in den Massenmedien*. In: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration* & Müller, Daniel: *Die Darstellung ethnischer Minderheiten in deutschen Massenmedien*.

³⁵ Bucher, Priska / Bonfadelli, Heinz: *Mediennutzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz*, S. 122.

³⁶ Krotz, Friedrich: *Medien als Ressourcen der Konstitution von Identität. Eine konzeptionelle Klärung auf der Basis des Symbolischen Interaktionismus*. In: Winter, Rainer/ Thomas, Tanja/ Hepp, Andreas (Hrsg.): *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*. Köln 2003, zit. in: Bucher/Bonfadelli: *Mediennutzung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in der Schweiz*, S. 126f.

nicht mehr als Zielvorgabe verstehen. Reinhardt konstatiert, dass Massenkommunikation

„in der modernen Gesellschaft einen wichtigen, wenn nicht gar – wegen ihrer weitgehenden Verfügbarkeit – den wichtigsten Beitrag zur Strukturierung und Erweiterung sozialer (z.B. Persönlichkeitshorizonte), sachlicher (z.B. Rollenvereinbarkeiten) und zeitlicher (z.B. Biographiezusammenhänge) Grenzen des Sinns von personaler Identität und entsprechenden Selbstvorstellungen“³⁷ leisten.

Einschränkend dazu kann vermerkt werden, dass das Pendeln zwischen den „Welten“ vor allem für Jugendliche mit Migrationshintergrund zu einem Problem werden kann, wenn sie sich weder der (Medien-)Welt der Aufnahmegesellschaft noch der Herkunftsgesellschaft „zugehörig“ fühlen. Marie Gillespie zieht nach einer Studie³⁸ über indische Migranten in Großbritannien den Schluss, dass aus der Rezeption von indischen und britischen Medieninhalten unterschiedliche Interpretationen abhängig von Generation, Bildung, Interessen und auch von Sprachkenntnissen erfolgen. So zeigt sich, dass sich die Jugendlichen mit indischem Migrationshintergrund weniger für die indischen Filme interessieren als ihre Eltern und dass diese Filme für diese Gruppe ganz andere Bedeutungen annehmen. Auch sind die Jugendlichen viel kritischer im Umgang mit den Medienangeboten und damit, wie Migranten in den Medien dargestellt werden.

Positiv gewendet, muss es nicht zu Identitätskonflikten kommen, denn eine „hybrid identity“³⁹ kann die Kombination sowohl der „alten“ als auch der „neuen“ Identität ermöglichen. Aktuelle Auseinandersetzungen, die sich mit der Mediennutzung von Migranten befassen und empirische Analysen präsentieren, gehen vom Theoriegebäude der Cultural Studies aus und argumentieren, dass die Verwendung von ver-

schiedenen Kulturangeboten und Sprachen eine Brückenfunktion zwischen der Vermittlung der Normen und Werte der verschiedenen Kulturen schaffen kann⁴⁰.

Die Fokussierung auf die Frage der Identität von Migranten verweist darauf, dass die Bevölkerungsmehrheit vor allem von dieser Gruppe Identitätsarbeit hinsichtlich ihrer Anpassung an das bestehende Gesellschaftssystem verlangt. Von den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft wird antizipiert, dass die tradierten Normen und Werte automatisch übernommen würden.

Das Dilemma spätmoderner Identitäten ist vor allem darin zu finden, dass die soziale Umwelt vielfältiger, widersprüchlicher und undurchschaubarer geworden ist. Auf der einen Seite stehen – zumindest in den westlichen Industrieländern – die Möglichkeiten, sich eine selbst gewählte Identität bzw. ein selbst bestimmtes Leben zu schaffen, andererseits ergeben sich gerade durch die vielfältigen Möglichkeiten wiederum Fremdbestimmungen. Vorhersagen über den weiteren Lebensverlauf sind schwerer zu treffen. Soziale Identität kann – wie auch in allen beschriebenen Theorieentwürfen dargelegt – nur über Kommunikation erschlossen und reproduziert werden.

Für den Ägyptologen Jan Assmann ist „Identität eine Sache des Bewusstseins“⁴¹, die über die Reflexion des unbewussten Selbstbildes definiert wird. Dies gilt sowohl für das Individuum als auch für Gruppen. Das Individuum muss sich als Person erkennen und in dem gleichen Sinne muss sich eine Gruppe – etwa eine Nation als solche erkennen, sonst kann sie keine sein. Identität ist „soziogen“, also als ein soziales Phänomen zu definieren. Dabei ist die Wir-Identität vor die Ich-Identität des Individuums zu stellen – das Ganze über den Teil: Denn der Teil gewinnt erst durch das Ganze seine Identität. Assmann erweitert die Dichotomie von „Ich“ und „Wir“, in dem er das „Ich“ in zwei Kategorien unterteilt: „indi-

³⁷ Reinhardt, Jan D.: *Medien und Identität*, S. 43.

³⁸ Vgl. Gillespie, Marie: *Transnationale Kommunikation und die Kulturpolitik in der südasiatischen Diaspora*. In: Hepp, Andreas / Löffelholz, Martin (Hg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz 2002, S. 617 – 643.

³⁹ Thompson, Kenneth: *Border Crossings and Diasporic Identities: Media Use and Leisure Practices of an Ethnic Minority*. In: *Qualitative Sociology* 25 (3) / 2002, zit. in Trebbe, Joachim: *Akkulturation und Mediennutzung türkischer Jugendlicher in Deutschland*. In: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration*,

S. 186.

⁴⁰ Vgl. etwa: Piga, Andrea: *Mediennutzung von Migranten. Ein Forschungsüberblick*. & Hermann, Thomas / Hanetseder, Christa: *Jugendliche mit Migrationshintergrund: beimatliche, lokale und globale Verortungen*. Beide in: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration*, S. 209 – 237 & S. 237 – 273.

⁴¹ Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 3. Aufl. München 2000, S. 130.

⁴² Ebd., S. 131.

viduelle“ und „personale“ Identität. Dabei bedeutet „individuelle Identität“ ein:

„...im Bewusstsein des Einzelnen aufgebautes und durchgehaltenes Bild der ihn von allem („signifikanten“) Anderen unterscheidenden Einzelzüge, das am Leitfaden des Leibes entwickelte Bewusstsein seines irreduziblen Eigensinns, seiner Unverwechselbarkeit und Unersetzbarkeit.“⁴²

„Personale Identität“ ist demgegenüber „der Inbegriff aller dem Einzelnen durch Eingliederung in spezifische Konstellationen des Sozialgefüges zukommenden Rollen, Eigenschaften und Kompetenzen“⁴³.

Die zur Ich-Identität zugehörigen Eigenschaften sind sowohl „soziogen“ als auch kulturell definiert. Assmann geht aufgrund der historischen Einbettung der Bedeutung von Identität davon aus, dass das Individuum vor allem über Einflüsse und Erfahrungen von außen geprägt wird und seine Identität nur im Kontext mit der Gruppenzugehörigkeit und in der sozialen Interaktion mit anderen realisieren kann. Identität ist nichts „Naturwüchsiges“, auch wenn sich die „Ich-Identität“ auf ein leibliches Substrat bezieht, sind Identitätskonstruktionen immer gesellschaftliche Konstrukte. Im Sozialisationsprozess lernt das Kind die Wirklichkeitsmodelle, Wertvorstellungen und Handlungsmuster der Gesellschaft, in der es sich bewegt, kennen. Das kollektive Wissen, das auch durch die Anwendung und Verwendung der Sprache gekennzeichnet ist, bildet die Grundlage von der aus sich alle weiteren Prozesse in der Sozialisation entwickeln. Jede einmal erworbene Muttersprache erzeugt „die intuitive Gewissheit, man müsse doch genauso über die Umwelt und über Sprache sprechen, wie es die jeweilige Muttersprache nahe legt“⁴⁴. Aber: man kann die „kollektive“ Wir-Identität wechseln oder ablegen, indem man mit der Gruppe nichts mehr zu tun haben möchte. Die Entwicklung einer personalen Identität gelingt nur im Austausch mit anderen und dann, wenn eine gemeinsame „symbolische Sinnwelt“ gebildet werden kann. Eine „symbolische Sinnwelt“ kann

und wird über die Verständigung und das Verstehen der Codes geprägt, die wiederum sprachliche Kompetenzen voraussetzen.

Der Sprachbegriff bei Habermas

Habermas, der sich einerseits auf die Universalgrammatik von Noam Chomsky bezieht und der Sprache eine kognitive Funktion zuschreibt, geht von Mead aus und versucht die Zweckmäßigkeit des kommunikativen Handelns zu begründen. Für Habermas ist die Ich-Identität die Ausbalancierung von persönlicher und sozialer Identität. Daraus folgt, dass Sprache notwendig ist, um Identität auszubilden. „Die intersubjektive und reflexive Verwendung von Sprache macht diese zu einem Medium, in dem sich Identität oder Nicht-Identität konstituiert“⁴⁵ Vernünftigkeit ist die Voraussetzung für den Sprachgebrauch, dieser ist eingebettet in die „Rede“ eine bestimmte Art des Sprechens, die verständigungsorientiert ist: Konsens als Telos des Verständigungshandelns. Habermas geht es um das Zustandekommen des Konsens, um die Schaffung einer idealen Gesprächssituation, die nicht von argumentativen Zwängen determiniert ist, sondern daran zu messen ist, dass alle Sprecher die gleichen Chancen haben einen Diskurs zu eröffnen bzw. sich daran zu beteiligen⁴⁶.

Identität als auch sprachliches Abgrenzungsphänomen

In der „Rede“ bedienen sich die Aktanten der Abgrenzungen, die sowohl kulturell als auch symbolisch sein können.

„Identitäten sind in aller Regel angewiesen auf Stereotype, sowohl vom eigenen Selbst als auch vom anderen, wie etwa das protestantische Stereotyp vom Katholiken oder „Papisten“ oder das christliche Stereotyp vom Muslim und Juden“⁴⁷.

Durch Sprache kann Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe demonstriert werden. Spra-

⁴³ Ebd., S. 131f.

⁴⁴ Schmidt, Siegfried J.: *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1996, S. 117.

⁴⁵ Kresic, Marijana: *Sprache, Sprechen und Identität*, S. 93.

⁴⁶ Vgl. Habermas, Jürgen: *Wahrheitstheorien*. In: Habermas,

Jürgen: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt/Main 1984.

⁴⁷ Burke, Peter: *Reden und Schweigen. Zur Geschichte sprachlicher Identität*. Berlin 1994, S. 10 (Anmerkung: Die Originalfassung erschien 1993 in dem Band *The Art of Conversation* bei Polity Press, Cambridge)

che ist nicht nur ein Kennzeichen kollektiver Identität, sondern „...eine einfache und wirkungsvolle Art, Solidarität zu signalisieren; eine andere Sprache oder Sprachvariante zu sprechen, ist eine ebenso wirkungsvolle Art, sich von anderen Individuen oder Gruppen zu unterscheiden“⁴⁸. Sprache und Identität müssen allerdings nicht deckungsgleich sein, es gibt auch andere identitätsstiftende Merkmale, die eine bestimmte ethnische Gruppe kennzeichnen. Sprache und Zugehörigkeitsgefühl gegenüber einer sozialen Gruppe bedingen einander nicht. Ein Gemeinschaftsgefühl kann auch bestehen, ohne dass man die entsprechende Sprache beherrscht, wie zum Beispiel die Schotten und die Waliser

zeigen – wo es nicht primär darauf ankommt, ob sie über gälische Sprachkompetenzen verfügen⁴⁹. Als weitere Beispiele können Basken oder auch Bretonen angeführt werden, die zwar ein hohes Identitätsbewusstsein haben, das aber nicht unbedingt mit der Kenntnis und Verwendung der baskischen und bretonischen Sprachen korreliert. Dennoch zeigt sich auch in diesen Kontexten, dass zur Durchsetzung von politischen Rechten auf das Distinktionsmerkmal Sprache schlussendlich zurückgegriffen wird.

So waren etwa die Waliser einer lang andauernden und offiziell forcierten Diskriminierungspolitik durch die Londoner Regierungen ausgesetzt. Als Gegenreaktion auf die Jahrhunderte lange Anglisierungspolitik entstand nach dem zweiten Weltkrieg ein walisischer Nationalismus und ein Bewusstsein für „walisische Identität“. Es kam zu zivilem Ungehorsam gegen die verhasste Regierung in London: Steuerzahlungen wurden verweigert, Straßensperren errichtet, englischsprachige Ortstafeln überpinselt, öffentliche Gebäude wurden besetzt und Bombenattentate, die erheblichen Sachschaden anrichteten, verübt. All diese Aktionen führten dazu, dass 1993 der Welsh Language Act beschlossen und das Walisische als zusätzliche Amtssprache zum Englischen eingeführt wurde. Das Image der walisischen Sprache wurde durch das Zusammenwirken von Politik, Schulwesen und Medien sehr stark gefördert. Das walisischsprachige Medienwesen kann dabei als entscheidender Faktor für die Wiederbelebung

der walisischen Sprache angesehen werden⁵⁰. Heute sprechen mehr als 20 Prozent der Bevölkerung Walisisch.

Auch die Diskussionen über den Katalonien-Schwerpunkt bei der Frankfurter Buchmesse 2007 veranschaulichten, wie politische Debatten zu Sprach(abgrenzungs)-Diskursen werden, denn es wurden zunächst all die katalanischen Schriftsteller von der Teilnahme am Schwerpunkt der Buchmesse ausgeschlossen, die spanisch schrei-

ben. Dies inkludierte auch erfolgreiche katalanische Autoren – wie Carlos Ruiz Zafón oder Edoardo Mendoza – die ihre Werke in Spanisch verfassen. In den spanischen Medien wurde

darauf hin argumentiert, dass Sprache nicht zur Diskriminierung von Menschen verwendet werden darf, sondern dass Sprache ein Instrument des sozialen Zusammenhalts sei⁵¹.

Die Rekonstruktion von Sprache in politischen Identitätsdebatten

Es besteht eine enge Beziehung zwischen Sprache und Politik, die sich auch in den Begriffen „Sprachrechte“ und „Identitätspolitik“ zeigt⁵². Dies offenbarte sich im Balkankrieg, und danach als zum Beispiel das offizielle Kroatien die Sprache von serbischen Begriffen „reinen“ wollte:

„Als Mittel zur Umsetzung der neuen Norm sah man die administrative Praxis, die Herausgabe von neuen Schulbüchern und die Medien. Die kroatische Politik verfolgte zeitweise das Ziel, die symbolische Grenze zwischen den beiden Sprachen auch als Kommunikationsgrenze auszuweisen. Dazu diente die obligatorische Übersetzung von serbischen Dokumenten ins Kroatische, (...) und vor allem, massenwirksam, die Untertitelung von serbischen Filmen und von SprecherInnen der serbischen Sprache in TV-Sendungen“⁵³.

Sprache wurde zu einem entscheidenden Kriterium für ethnische Identität und als ein zu „objektivierendes“ Merkmal gesehen, um Grenzziehun-

Sprache und Identität müssen nicht deckungsgleich sein, es gibt auch andere identitätsstiftende Merkmale.

⁴⁸ Ebd., S. 12.

⁴⁹ Ebd., S. 13.

⁵⁰ Vgl. Busch, Brigitta: *Sprachen im Disput. Medien und Öffentlichkeit in multilingualen Gesellschaften*. Klagenfurt 2004.

⁵¹ http://www.eurotopics.net/de/magazin/separatismus_2007_07/debatte_separatismus (2.11.2007)

⁵² Vgl. Busch, Brigitta, *Sprachen im Disput*, S. 7.

⁵³ Ebd., S. 206f.

gen vorzunehmen. Die Durchsetzung der Interessen erfolgt über Inklusions- und Exklusionsprozesse, die damit verbunden auch eine bestimmte Vorstellung von sozialer Welt für eine bestimmte Gruppeneinheit implizieren⁵⁴. Auf diese Weise soll eine ethnische, linguistische und kulturelle Homogenität geschaffen werden.

Oder es zeigt sich an der aktuellen Situation in Belgien, wo sich die Parteien seit mehr als 100 Tagen (Stand: Anfang November 2007) nicht auf eine Regierung einigen können, da sich zwei Sprachgruppen – die Flamen und Wallonen – unveröhnlich gegenüber stehen. All die Konflikte die ausgetragen wurden, fokussierten sich in sprachlichen Auseinandersetzungen und demonstrierten, dass sich Sprachbeherrschung und Zugehörigkeit *auch* decken können.

„In den 1960er Jahren kulminierten sie [= die Konflikte, P.H.] in blutigen Straßenkämpfen. Der nicht selten euphemistisch als „Sprachenstreit“ bezeichnete Konflikt der Gruppen hat in Wahrheit eine Vielzahl verschiedener Ursachen, wozu insbesondere eine divergierende wirtschaftliche Entwicklung in Nord- und Südbelgien zählt. Dennoch ist die sprachlich-kulturelle Auseinandersetzung zum Motor einer grundlegenden, stufenweisen Umgestaltung der Staatsstrukturen geworden, die nunmehr seit mehr als drei Jahrzehnten andauert und eines zum Ziel hatte: den Erhalt des belgischen Nationalstaates durch größere Selbstbestimmung für Flamen und Wallonen“⁵⁵.

In Belgien sind „Sprache“ und „Sprachenwahl“ die bestimmenden Kriterien von Politik und Gesellschaft. Sprache und Macht spiegeln ein komplexes Verhältnis wider, das zeigt, dass es vor allem die politischen hegemonialen Interessen waren, die zum Stellenwert der Sprachenpolitik in den einzelnen Systemen führten. Gruppen

„halten ihre Art zu leben so selbstverständlich für die einzig den Menschen angemessene Lebensweise, dass sich eindeutige kulturelle Identitäten wohl nur herausbilden, wenn verschiedenartige Gruppen miteinander in Kontakt kommen, ins-

besondere dann, wenn eine Gruppe versucht, einer anderen ihr Modell aufzuzwingen. So wie ein Identitätsbewusstsein erst in Kontakt- und Konfliktsituationen entsteht, werden auch die Identitätsmerkmale oder -kennzeichen überhaupt erst zu solchen, wenn andere sie zu eliminieren suchen“⁵⁶.

Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Sprachen fördern – evidenterweise – das Sprachbewusstsein und die Sprachloyalität.

Code-Switching und Identitäts-Switching

Menschen bewegen sich in unterschiedlichen Gemeinschaften – wie lokalen, nationalen, religiösen oder auch beruflichen – und kommunizieren im Rahmen des Umgangs mit den unterschiedlichen Gemeinschaften bewusst oder auch unbewusst in unterschiedlichen Sprachvarianten, um ihre Gruppenzugehörigkeit zu demonstrieren. Dieses Code-Switching (das man beispielsweise besonders gut bei Jugendlichen oder bei mehrsprachigen Personen beobachten kann) kann auch als ein „Akt der Identität“ interpretiert werden, der situationspezifisch eingesetzt wird.

„Die Sprache, die ein Individuum in einer bestimmten Situation verwendet, offenbart, wenn man sie dokumentiert, nichts über seine persönliche Identität, geschweige den über seine nationale Identität. Es ist nichts weiter als die Dokumentation der Identität, die bei dieser Gelegenheit zutage trat“⁵⁷.

Die Linguistik kennt dies als Diglossie, was bedeutet, dass Sprecher über die Kompetenzen verfügen, mehrere Sprachen bzw. Sprachvarianten in unterschiedlichen Kommunikationssituationen einsetzen zu können⁵⁸. Sprachliche Austauschprozesse können auch zu Konfliktsituation mit den anderen führen, wenn ausgehandelte (sprachliche) Kontinuitäten durchbrochen werden, und die situativ eingenommene Identität in Frage gestellt wird⁵⁹.

⁵⁴ Vgl. Bourdieu, Pierre: *Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. 2. erweiterte & überarb. Aufl. Wien 2005.

⁵⁵ Berge, Frank / Grasse, Alexander: *Belgien – Zerfall oder föderales Zukunftsmodell? Der flämisch-wallonische Konflikt und die Deutschsprachige Gemeinschaft*. Opladen 2003, S. 19f.

⁵⁶ Burke, Peter: *Reden und Schweigen*, S. 19.

⁵⁷ Burke, Peter: *Wörter machen Leute. Gesellschaft und Sprachen im Europa der frühen Neuzeit*. Berlin 2006, S. 12.

⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 12f.

⁵⁹ Als Beispiel können dialektssprechende Personen angeführt werden, die in manchen kommunikativen Kontexten hochdeutsch sprechen und angesprochen auf ihre Herkunft, regionale Zuschreibungen verhandelt werden.

Sprache kann als Differenz erfahren werden, wenn die Sprachkompetenzen und die verwendeten Codes – zum Beispiel – von Migranten von der Mehrheit „anders“ dekodiert werden. Es entstehen Vorurteile über die Sprache des Anderen und Diskurse über die unterschiedlichen Konzeptionen von Nationalsprache, Minderheitensprache, Migrantensprache und Dialekt.

In den (meta)sprachlichen Diskursen wird Sprache so zum entscheidenden Identitätsmerkmal „stilisiert“. Die Wahrnehmung des Anderen erfolgt durch seine Infragestellung und Rückbeziehung auf die eigenen Identität. Als ein historisches Beispiel sollen Fichtes „Reden an die Deutsche Nation“⁶⁰ zitiert werden, worin er konstatiert:

„...Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Bänden aneinandergeknüpft; es versteht sich untereinander, und ist fähig sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen, und ist natürlich Eins, (...). Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren, und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören“⁶¹.

Das „Wir“ und die „anderen“ entsteht durch sprachliche Grenzziehungsprozesse, die auf einer realen, symbolischen oder auch imaginären Ebene angesiedelt sein können⁶². In einer qualitativen Untersuchung über „Selbstbild und Mediennutzung junger Erwachsener mit türkischer Herkunft“ sind die Antworten nach der Identität sehr ambivalent. Einerseits fühlen sich die befragten Türkinnen und Türken in Deutschland zu Hause, andererseits definieren

„sie sich stark über die Herkunft und Religion. Beide Gruppen empfinden Enttäuschung darüber, von der deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht als gleichwertig angesehen zu werden (...) Ältere

vertreten eher die Meinung, dass Aufstiegschancen, Teilhabe an der Gesellschaft und Integration in die deutsche Gesellschaft möglich sind. Jüngere sehen ihre Zukunftschancen kritischer (...) Dies führt zu einer trotzig-stolzen Haltung in Bezug auf die eigene Identität, die eher eine Abgrenzung von der deutschen Gesellschaft signalisiert: „Ich bin Türke.“⁶³

In den Gruppendiskussionen, die bei dieser Studie zweisprachig moderiert wurden, artikulierten die Probanden ihre Enttäuschung darüber, dass durch die Vorurteile der Mehrheitsgesellschaft kein „Wir-Gefühl“ entwickelt werden könne. Die Identitätsbildung in der Gruppe der befragten Türkinnen und Türken erfolgt vor allem über die religiöse Zugehörigkeit. Sprache(n) wurden – soweit aus den zusammenfassenden Ausführungen ersichtlich – nur am Rande thematisiert, etwa wenn es darum geht, dass auch türkische Medienangebote rezipiert werden⁶⁴.

Sprachvielfalt und Mehrsprachigkeit in Europa

Demokratien leben von der Vielfalt. Sehr oft wird Vielfalt mit einem quantitativen Vielfaltsbegriff gleichgesetzt, aber in der Demokratie geht es um eine qualitative Vielfalt von Meinungen und Weltperspektiven sowie um die Partizipationsmöglichkeiten der Bürgerinnen und Bürger. Erst diese Vielfalt garantiert Meinungspluralismus und Meinungsvielfalt.

Sprachvielfalt ist eine qualitative Dimension, eine spezifische Wirklichkeitsdimension. Denn es besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen Demokratie und Sprache. Fast immer, wenn Demokratien abgeschafft wurden, wurden den Menschen Sprachregeln und eine Einheitsprache aufgezwungen. Es kam zu einer Unterdrückung von Sprachminderheiten. Oder Sprachminderheiten werden zu einem politischen Akt der Hervorhebung des Umgangs mit der

⁶⁰ Fichtes Reden an die Deutsche Nation 1807/08 müssen – evidenterweise – im historischen Kontext gesehen und bewertet werden. Es gab zu der Zeit keinen deutschen Nationalstaat, Teile Deutschlands waren von Napoleon besetzt und unter französischer Verwaltung und das Anliegen war die Schaffung eines Nationalstaates.

⁶¹ Fichte, Johann Gottlieb: *Reden an die Deutsche Nation*. 5. durchges. Aufl. Hamburg 1978, S. 207.

⁶² Vgl. Bielefeld, Uli: *Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären*. In: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?*

Hamburg 1991, S. 97 – 129.

⁶³ Hammeran, Regine / Baspinar, Deniz / Simon, Erk: *Selbstbild und Mediennutzung junger Erwachsener mit türkischer Herkunft*. In: *Media Perspektiven* 3/2007, S. 135.

⁶⁴ Ebd., S. 135. Ähnliche Befunde zeigt u.a. die Studie von Trebbe, Joachim: *Akkulturation und Mediennutzung türkischer Jugendlicher in Deutschland*. In: Bonfadelli, Heinz / Moser, Heinz (Hrsg.): *Medien und Migration*, S. 183 – 209.

Vielfalt im Staat – wenn man zum Beispiel an den Umgang mit den Sorben in der ehemaligen DDR denkt⁶⁵.

Diktaturen brauchen Sprachregeln, damit das Nicht-konforme ausgeklammert und unterdrückt werden kann. Macht sucht sich zumeist eine einfache Sprache, die Herrschaftssprache manifestiert sich in einem restriktiven Sprachcode.

In der Europäischen Union leben rund 455 Millionen Menschen mit unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Identitäten. Anerkannt sind dabei momentan 23 Amtssprachen, weitere 60 indigene und nicht indigene Sprachen werden gesprochen⁶⁶. Englisch ist die in der EU am meisten gebrauchte Sprache. Mehr als die Hälfte der befragten EU-Bürgerinnen und Bürger gibt an, dass außer der Muttersprache keine weiteren Sprachen verwendet werden.

Ulrich Beck und Edgar Grande schreiben in ihrem Buch „Das kosmopolitische Europa“:

„Viele sehen in den vielen Sprachen und Zungen, mit denen Europa spricht ein, vielleicht sogar das Hindernis für seine horizontale Verflechtung. Ist Europa – so wird immer wieder gefragt – nicht schon allein deswegen ein unmögliches Vorhaben, weil jedes Land nicht nur seine eigene Sprache spricht, sondern auch auf dem Recht auf seine Sprache besteht? Entsteht nicht allein daraus eine babylonische Sprachverwirrung, die alles negiert, was eine funktionierende Demokratie zum Leben braucht, nämlich eine Sprache, eine Kultur, eine Identität?“⁶⁷.

Sie selbst geben als Antwort, dass Sprache und Identität zusammengehören, dass Sprache ein identitätsstiftendes Merkmal sei, das aber „Sprache(n)“ keinen Absolutheitsanspruch erheben – wie etwa Religionen, sondern offen sind für das Verwenden mehrerer anderer Sprachen. Und weiter:

„Ein sprachmonogames Europa wäre ein monationales Europa, das Üding einer ‚Autisten-

Gemeinschaft‘. Kosmopolitische Europäisierung dagegen heißt, nicht nur eine gemeinsame Sprache zu sprechen (Englisch), sondern viele europäische Nationalsprachen zu lieben...Einsprachigkeit dagegen heißt Einäugigkeit“⁶⁸.

Und würde bedeuten, dass die Europäisierung einen methodologischen Nationalismus verfolgen würde⁶⁹, der genau diametral dem entgegengesetzt ist, was gefragt ist, nämlich ein gewichtetes Modell der Mehrsprachigkeit, das Sprachenlernen und den Erwerb mehrerer Sprachen als ein funktionales Kennzeichen Europas erkennt und definiert.

Die Mehrheitsbevölkerung erwartet, dass sich die unterschiedlichen ethnischen Minderheiten und Migranten in der Sprache der Mehrheit artikulieren (können). Dies wird auch von niemanden ernsthaft in Frage gestellt, auch wenn oft in Diskussionen Argumentationsketten verkehrt werden und so getan wird, als ob Mehrsprachigkeit ein Problem an sich wäre. Tatsächlich existieren in der Europäischen Union zahlreiche Aktionspläne mit dem Ziel, dass jede EU-Bürgerin, jeder EU-Bürger zur eigenen Sprache mindestens eine zweite dazulernen sollte, das Beherrschen dreier Sprachen wird als dringendes Ziel angesehen.

Schlussfolgerungen

- Identität und Sprache stehen in einem notwendigen Wechselverhältnis und werden über kommunikative Prozesse ausgetragen, dabei tritt Sprache nach Jäger immer medial in Erscheinung. Dies wiederum prägt die Art und Weise des Sprechens – Sprache erscheint als ein „anthropologisches Rahmenmedium“⁷⁰.
- Medien spielen im Prozess der Identitätsbildung eine wichtige Rolle, das Verhältnis „Medien und Identität“ kann auf zwei Ebenen beschrieben werden: einerseits können Medien

⁶⁵ Das Sorbische ist eine westslawische Sprache und war einem großen Assimilationsdruck ausgesetzt, die ehemalige DDR gewährte der sorbischen Sprache und Kultur mehr Rechte als Zeichen für die Verbundenheit mit Russland.

⁶⁶ http://ec.europa.eu/education/policies/lang/languages/eurobarometer06_de.html (30.10.07)

⁶⁷ Beck, Ulrich / Grande, Edgar: *Das kosmopolitische Europa.*

Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne. Frankfurt/Main 2004, S. 155.

⁶⁸ Ebd., S. 156.

⁶⁹ Vgl. Ebd., S. 157.

⁷⁰ Jäger, Ludwig: *Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache.* Berlin/New York 2000, S. 13.

selbst als (interaktive) Räume begriffen werden, die den Nutzern die Möglichkeit geben, ihre eigene Identität zu konstruieren. Andererseits können die unterschiedlichen Medienangebote als Identifikationsressourcen rezipiert werden⁷¹.

- Identität definiert sich über Alterität. Denn die Zuschreibungen des Eigenen, das was die Identität ausmacht, erfolgt über kommunika-

tive Prozesse, die sich sprachlich in der Abgrenzung des Wir von den anderen artikulieren.

- Sprache selbst ist die Verortung von Selbst- und Fremddefinitionen, wobei über die Sprache die unterschiedliche Identitäten – wie die persönliche, die nationale und ethnische (und deren Merkmale) – verhandelt werden können.

Petra HERCZEG

Dr. phil; Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Germanistik an der Universität Wien.

Forschungsschwerpunkte: Mehrsprachigkeit in der Kommunikationsgesellschaft; Ethnische Minderheiten und Medien; Kindsein in der Kommunikationsgesellschaft; Journalismusforschung.

Die Dissertation erschien als Buch unter dem Titel: *Sprache als Erbe. Aufwachsen in mehreren Sprachen*. Klagenfurt: Wieser Verlag 2006.

⁷¹ Kresic, Marijana: *Sprache, Sprechen und Identität*, S. 243.

Rezensionen

STEPHAN WEICHERT / CHRISTIAN ZABEL (HRSG.): *Die Alpha-Journalisten. Deutschlands Wortführer im Porträt*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2007, 416 Seiten

Dieses – wie immer bei Halem – schön ausgestattete und sorgfältig produzierte (wenngleich nicht ganz druckfehlerfreie!), wie ein Taschenbrevier in der Hand liegende Buch ist ein Doppelpack: Den grössten Umfang nehmen die 30 Porträts ein (S.106 – 374); den Rest ein drumherum, auf das gleich kritisch einzugehen sein wird. In den Porträts lernt man vier Journalistinnen (Bettina Gaus – *taz*, Maybritt Illner – *ZDF*, Sonia Mkich – *WDR* – und Patricia Riekel – *Bunte*) und 26 Männer von Stefan Aust (*Spiegel*) bis Wolfgang Weimer (*Cicero*) – in der Reihenfolge bunt gemischt – kennen. Die Texte stammen von ebensoviele Journalistinnen (fünf) und Journalisten, darunter so renommierte wie die Medienredakteure der *FAZ* bzw. *SZ* (Michael Hanfeld; Hans-Jürgen Jakobs) oder ausgewiesene Fachjournalisten wie Tilmann P. Gangloff und im übrigen eine – meist jüngere Generation – von Branchenkennern mit lesbarer Lust an der professionellen Nabelschau. Sorgfältige Autorennotizen (S. 386 – 395) sorgen für zusätzliche Einblicke in typische deutsche Journalistenkarrieren. Unübersehbar übrigens, wenn man die Porträts und die Autorennotizen zusammennimmt, wie hoch in der hier vertretenen Klientel der Anteil derer ist, die seit den 70er Jahren in den neuen Reformstudiengängen zu Journalisten ausgebildet wurden, also in München, Mainz, Hamburg und Leipzig etwa.

Alle Porträts liest man mit Gewinn und Vergnügen. Sie sind dicht an Fakten, mit zwei Ausnahmen durch Recherchegespräche erarbeitet und häufig aus einem in vielen Berufsjahren erworbenen Hintergrundwissen gespeist; darunter finden sich brillante Stücke. Auffällig z.B. der aus dem Englischen übersetzte Beitrag des Deutschland-Korrespondenten der *London Times*, Roger Boyes; Kai Diekmann, Chefredakteur von *Bild*, wird sich das eher nicht über den Spiegel hängen. Auch was man hier über Giovanni di Lorenzo, Bettina Gaus, Josef Joffe oder Thomas Leif und Frank Schirrmacher erfährt, ist allemal höchst aufschlussreich und nicht selten amüsant. Und naturgemäß steigert sich das Lesevergnügen, wenn man in seiner eigenen, großen Wertschätzung nachdrücklich bestätigt wird – etwa bezüg-

lich solcher Personen wie Manfred Bissinger, Michael Jürgs, Thomas Leif, Hans Leyendecker oder Heribert Prantl. Nun weiss man erst recht, warum sie für einen selbst schon lange die *favorites* geworden sind. Weniger Vergnügen löst dann aus, wenn man dazwischen auf Figuren wie Roger Köppel (Schweizer; jetzt *Weltwoche*) oder Franz Josef Wagner stösst, die wohl doch in einer anderen Liga spielen.

Überhaupt: was heisst da *Die Alpha-Journalisten*? Natürlich nichts – oder doch nichts mit rationalem Gehalt. Gerade diese 30 zu porträtieren, ist die schiere Willkür und wohl nur den Zufälligkeiten persönlicher Netzwerke und einem Etikettierungswahn zu danken, der noch nicht einmal als Tribut an die Notwendigkeit eines griffigen Buchtitels zu entschuldigen ist. (Wobei man auch an dessen Marketinggängigkeit wohl eher zweifeln muss!) Trotzdem ein Kompliment an die beiden Herausgeber: man weiss ja, wie schwer und zeitaufwändig es ist, 30 Beiträge termingerech und mit einigermaßen homogener Qualität unter einen Buchhut zu bringen. Was sie ihren Beitragern nicht hätten durchgehen lassen dürfen, ist die konsequente Anonymisierung der Quellen, wenn es um kritische Einschätzungen geht („begnadeter Selbstvermarkter“, „sehr eitel“, „grausam“ ...); so bleibt das Tratsch auf Kantinnenniveau. Trotzdem: Keinen der Texte liest man ohne Gewinn und hätte auch nichts dagegen, ein so konzipiertes Buch über die *Top Hundert* des deutschsprachigen (!) – und nicht nur des deutschen – Journalismus zu lesen. Was aber ärgerlich ist: dass die beiden – schließlich ausgewiesene Experten des Faches *Journalistik* – nicht wenigstens *nach* Eingang der Texte den analytischen Versuch gemacht haben, ihre titelgebende These zu überprüfen und ihr damit vielleicht doch einen erkenntnisbergenden Gehalt zu geben.

Für eine repräsentative Aussage ist die Stichprobe natürlich ungeeignet, aber für einige zweifelnde Fragen in Richtung der herrschenden, in die Systemtheorie verliebten wissenschaftlichen Lehre hätte dieses Material allemal gereicht. Wie sind die angeblich so mächtigen organisatorischen Routinen, die medialen Imperative zu bewerten, wenn man sich ganz offensichtlich *so* frei spielen kann wie die hier Porträtierten? Verdanken sie ihre Kreativität vielleicht gerade dem System? Aber andererseits: Warum sind so viele von ihnen fleißige Buchautoren? Brauchen Sie

ein quasi autonomiesicherndes Medium, um auf diesem Wege wirklich all ihre journalistischen Erfahrungen und Erkenntnisse umfassend zu dokumentieren? Aufschlussreiches Material bietet der Band auch zur Frage, warum man als Journalist selten ohne die Ochsentour an die Spitze kommt. Unter dem *Alter 30* – und meist sogar höher – mangelt es offensichtlich an der ausreichenden Kumulation von Erfahrung, um zu einer Chefposition zu kommen.

Diese Analysen aber schenken sich die Herausgeber. Dafür steuern sie nur ärgerlich zu nennende 40 Seiten des Titels *Die Seele des Alpha-Journalisten zum Selbstverständnis der publizistischen Funktions- und Leistungselite* bei: spekulativ, gewollt originell, voller Essentialismen; ein Stakato von Behauptungen, die ohne alle Belege bleiben. Dafür wird ein Will Teichert für früh formulierte Einsichten gönnerhaft als „hellsichtiger Medienkritiker“ etikettiert; Herlinde Koelbl darf erfahren, dass sie – „gelernte Modedesignerin und Fotografin“ – etwas „treffend eingefangen“ habe; und bezüglich Max Webers berühmtem Vortrag „Politik als Beruf“ von 1919 werden wir belehrt, er sei „fulminant“ gewesen. In diesen Stil – wichtigtuertisch, bedeutungsschwanger, präzise empirische Aussagen scheuend – aber muss man wohl notwendig verfallen, wenn man sich auf die Suche nach der *Seele* von Journalisten begibt – von *Alpha* ganz zu schweigen. Erholsam bei der Lektüre, dass gleich nach diesem Beitrag von Weichert und Zabel ein Aufsatz von Sophie Mützel folgt, der von den gegenteiligen Denk- und Schreibtugenden bestimmt ist: eine faktengesättigte, kluge, auf ihrer amerikanischen Doktorarbeit (Columbia University) basierende Analyse des Weges der Medien von Bonn nach Berlin. Titel: *Der gewachsene Hauptstadtjournalismus* (S.55 – 74). Ein zwar hervorragendes, lesenswertes, aber doch Unikat ist der dann folgende Text von Thomas Schuler über einen angeblich globalen Alpha-Journalisten, Thomas L. Friedman von der *New York Times*. Einige seiner deutungsfreudigen Bücher sind auch ins Deutsche übersetzt. Warum er hier für einen ganzen Journalistenkontinent steht, bleibt unklar. Bevor man dann schließlich in die Texte über Deutschlands (angebliche) *Wortführer* einsteigen kann, bekommt man noch ein Schmankehl serviert: *Eine kafkaeske Fabel* über die Branche vom wunderbaren Medienjournalisten Hans Hoff. Der Band schließt auch mit Ähnlichem: einem politisch unkorrekten Glossar von Hajo Schumacher über *Die lieben Kollegen* (S.377 – 384).

So zwiespältig mein Urteil über dieses Buch also ist: zur Lektüre sei es jedenfalls empfohlen: wenn Bedarf nach Erholung vom schweren Jargon des Faches entsteht; wenn man ein paar *Seitenblicke* werfen möchte („fünf Kinder und sechs Enkel“, „liert mit“, „Stammgast in...“) und wenn man nach lebendigen Gegenbildern zu der blutleeren Vorstellung von Journalismus sucht, die unsere Fachliteratur beherrscht.

Bemerkenswerterweise bot der Buchmarkt im Herbst 2007 mehr von dieser Sorte: von der Verfasserin des Geleitwortes zum vorliegenden Band, Tissy Bruns, erschien *Republik der Wichtigtuert. Ein Bericht aus Berlin* (Freiburg: Herder, 224 S.); Lutz Hachmeister, Direktor des Institutes, an dem auch Stephan Weichert teilweise tätig ist, fand viel Beachtung für sein Buch *Nervöse Zonen. Politik und Journalismus in der Berliner Republik* (München: DVA, 282 S.); thematisch dazu gehört auch Gerhard Hofmanns Tagebuch *Die Verschwörung der Journaille zu Berlin oder Die letzten Tage von Rotgrün* (Bonn: Bouvier, 472 S.). Allen drei Titeln widmete der Politische Korrespondent der *Zeit*, Gunter Hofmann, einen Essay *Beruf: Lautverstärker* (In: *Literaturen*, 09/07, S. 70 – 75), der sich wie die inspirierte Vorarbeit zu einem Werk liest, das man als Subtext in den Produkten dieses Nestors eines analytischen politischen Journalismus schon immer fand. Der potentielle Inhalt, historisch anschließend an Christina von Hodenbergs Studie über die Entstehung der westdeutschen Öffentlichkeit (Göttingen: Wallstein 2006), wäre zu beschreiben mit der Paraphrase des Jürgen Habermas-Steadysellers *Der Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Ein griffiger und passender Titel ließe sich gewiss finden – im Gegensatz zum hier besprochenen Buch, das seinem interessanten Inhalt nicht gerecht wird.

Wolfgang R. Langenbacher

KATHRIN PÖGE-ALDER: *Märchenforschung. Theorien, Methoden, Interpretationen*. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2007, 267 Seiten

Die „Gebrüder“ Jacob und Wilhelm Grimm (1785-1863; 1786-1859) legten mit ihrer Sammlung von „Kinder- und Hausmärchen“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Fundament zu einer europäischen Märchenforschung, die diese Erzählungen zunächst unter religions-

und mythenhistorischen, unter philosophischen sowie unter volks- und völkerpsychologischen Aspekten untersuchte. Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts widmeten überdies Psychologen, Anthropologen und Anthroposophen dieser besonderen Gattung von Texten ihre wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Seit den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden nicht mehr nur die Texte der Märchen, sondern auch die Träger ihrer Tradition, die Erzähler und Sammler, wissenschaftlich beachtet und beobachtet.

Die Sammlung und Wahrnehmung solchen „Volksgutes“ respektive von „Volksliteratur“ wurde seit den Gebrüder Grimm einerseits durch den politischen Prozess der Herausbildung von Nationalstaaten begünstigt – andererseits beförderte die Aufstellung und Aneignung solcher Kanones wiederum die Herausbildung nationaler Wir-Verständnisse und Wir-Gefühle. Märchenstoffe zählten freilich nicht erst seit dem 19. Jahrhundert zu Medien, um die sich Erzähl- sowie Erlebnis- und Erfahrungsgemeinschaften ausbildeten. Märchenhafte Geschichten wurden zwar auch an den Höfen des europäischen Adels erzählt, fanden jedoch vor allem auch bei unteren Schichten in passageren Situationen ihre Erzähler und ihr Publikum. Sie wurden erzählt, wenn sich Handwerksburschen trafen, sie fanden unter reisenden Kaufleuten und Pilgern, bei Saisonarbeitern und Bettlern Gehör. Märchen erzählte man gerne bei Totenwachen und an Krankenlagern – in Bauernhäusern, in Schenken, Gasthäusern und in Geschäften. Märchen konnten gar zum Bestandteil der Liturgie beider Konfessionen werden – wenn sie als „Predigtmärlein“ von den Pfarrern zur Veranschaulichung herangezogen wurden. Märchen fanden nicht nur seit Menschengedenken ihr dankbares Publikum; sie finden bis heute ihre medialen Foren und Arenen. Märchenmotive und märchenhafte Erzählmuster überleben heute nicht nur bei professionellen Märchenerzählern, sondern sie lassen sich in Comics, in den Produktionen der Fantasy- und Trivalliteratur, aber auch in den Storys von Illustrierten, von Seifenopern und von Werbespots ausfindig machen.

Kathrin Pöge-Adler legt ein Studienbuch vor, welches die grundlegenden Fragehorizonte der Märchenforschung klar gegliedert und kundig aufbereitet. In diesem Band werden die wichtigsten Forschungsgebiete und die zentralen Erkenntnisse der Märchenforschung zusammengefasst, die aus volkskundlicher Perspektive als

Teildisziplin der Erzählforschung gilt. Dazu gehört die Diskussion der Merkmale von Märchen, das Ausloten des Märchenbegriffes im Kontext verwandter Gattungen sowie die Reflexion des Phänomens Märchen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Eine der großen Fragen, welche die Märchenforscher seit dem 19. Jahrhundert beschäftigte, ist diejenige nach der Entstehung und nach der Verbreitung dieser Stoffe: Sind die Märchen womöglich an einem bestimmten Ort entstanden und haben sie sich durch Wanderbewegungen über ganz Europa verbreitet? Ansätze, die einer solchen Kombination von Monogenese und Diffusion anhängen, suchten gerne nach Urformen eines Märchens. Polygenetische Erklärungsversuche bezogen sich auf anthropologische Denkschulen. Sie gingen vielmehr davon aus, dass sich einzelne Motive in bestimmten Kulturstufen sozialer Entwicklung an verschiedenen Orten herausbilden konnten. Märchentopoi wurden hier zu Seismographen für den Entwicklungsstand von „Volksseelen“ – so bei dem „Völkerpsychologen“ Wilhelm Wundt (1832-1920). Psychoanalytische Zugriffe auf Märchen dürften die wohl bekanntesten und provokantesten Interpretamente moderner Märchenreflexion darstellen – heutzutage werden Märchen jedoch weniger in Bezug auf vermeintlich verborgene sexuelle Wünsche hin untersucht, sondern vielmehr als Medien für therapeutische und pädagogische Zwecke eingesetzt. Die moderne Märchenforschung dürfte maßgeblich von dem Literaturwissenschaftler Max Lüthi (1909-1991) beeinflusst sein, der wie niemand zuvor postulierte, Märchen seien „reine Dichtung“. Damit trat er dem traditionellen romantisierenden Verständnis entgegen, demzufolge Märchen als nicht minder reiner Ausfluss der „Volksseele“ betrachtet wurden. Strukturalistisch arbeitende Märchenforscher wie Vladimir Propp (1895-1970), Professor für Folkloristik an der Universität Leningrad, versuchten, die Gesetze der inneren Gestalt von Märchenerzählungen aufzuklären. Am Beispiel der Zaubermärchen konnte der sowjetische Märchenforscher herausarbeiten, dass Märchen grundsätzlich dem Gesetz der Dreizahl gehorchen, dass sie gewöhnlich einem Sieben-Personen-Schema folgen und dass ihr Erzählmuster in der Regel 31 „Funktionen“, maßgebliche Kernelemente der Handlung, aufweist.

Märchen – ihre Stoffe, ihre Motive, ihre Muster – entfalten seit Jahrhunderten bei unterschiedlichen Publika ihre Wirkungen. Märchen wurden

zu unterschiedlichen Zeiten über unterschiedliche Medien mit großen Erfolgen vermittelt. Die frappierende Kontinuität und Konstanz dieser Geschichten und ihrer Erzählelemente stellt auch und gerade für die Kommunikationswissenschaft und für die Kommunikationsgeschichte eine Herausforderung dar. Auf die in persuasiven Kommunikationen verborgenen märchenhaften Konfigurationen und Argumentationen geht die Autorin nicht näher ein. Das Studienbuch von Kathrin Pöge-Adler trägt gleichwohl der Interdisziplinarität, welche das Phänomen Märchen einfordert, nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch und sprachlich Rechnung. Der Band ist daher als anregende Lektüre für Lehrveranstaltungen auch in unseren Fächern nur zu empfehlen.

Rainer Gries

ALEXANDRA KÖNIG: *Kleider schaffen Ordnung. Regeln und Mythen jugendlicher Selbst-Präsentation*. UVK Konstanz 2007, 329 Seiten.

Es lässt nicht wundern, dass es sich bei der bei UVK in Buchform erschienenen Disstertation von Alexandra König nicht um eine kommunikationswissenschaftliche Arbeit gehandelt hat, sondern dass sie im Fachbereich Soziologie entstanden ist. Auseinandersetzungen mit Kleidung und Mode als vestimentärer Kommunikation sind rar und nur in Ansätzen vorhanden. Wo Mode in den Lichtkegel der Aufmerksamkeit von Kommunikationswissenschaftlern rücken konnte, da meist über den Umweg der Befassung mit Mode- oder Frauenzeitschriften, vielleicht noch mit dem Beeinflussungsverhältnis zwischen Mode und Werbung, selten aber nur als Kommunikationsmittel, durch dessen Einsatz sich soziale Ordnung, Zugehörigkeit oder Sehnsucht artikulieren lassen, das als Kristallisations- und Koppelpunkt für die Beobachtung gesellschaftlicher Diskurse Verwendung finden könnte. Anregung vestimentäres Handeln – ein von König gut gewählter Begriff der auf das Momentum der sozialen Praxis verweisen soll und nicht Mode oder Kleidung als etwas für sich stehendes gebraucht – als kommunikatives Handeln zu denken, gebe es genug: Sei es speziell aus der Semiotik rührend, wo Umberto Eco schon vor langem „Ich spreche durch meine Kleidung“ formulierte oder Roland Barthes sich über „Die Sprache der Mode“ Gedanken machte. König konnte – freilich

auch ohne den Anspruch zu stellen oder den Versuch zu unternehmen – dieses Defizit nicht beheben, schafft es mit dieser empirisch angelegten Arbeit aber doch, Bewusstsein für Zusammenhänge zu schärfen und Impulsgeber für Phänomene zu sein, deren kommunikative Dimensionen und diskursiven Wechselwirkungen künftig auch verstärkt kommunikationswissenschaftliche Forschung motivieren könnten. Ja mehr noch, laden die Ergebnisse der hier mit Jugendlichen durchgeführten qualitativen Einzel- und Gruppeninterviews teilweise nachgerade dazu ein, die komplexen sozialen Kommunikationsprozesse aus denen hier Ausschnitte geboten werden, zu beleuchten. Das Augenmerk auf Jugendliche zu richten, eignet sich für das Unternehmen Fragen der Identitätsfindung, der probenhaften Teilhabe an Lebensstilentwürfen, der Grenz- und Werterfahrung sowie des spielerischen und manifesten Umgangs mit sozialen Ordnungsschemata zu untersuchen in besonderer Weise. Schließlich sind Fragen der Selbstfindung und der Selbstpräsentation, um sich als das gefundene *Selbst* auch selbst Fremden zu erzählen, in dieser Altersspanne wahrhaft naturgemäß virulent. Den theoretischen Rahmen für Gestaltung und Interpretation der Interviews findet sie dabei in der Kulturtheorie Bourdieus sowie – als „theoretische Ergänzung“ (S. 49) – Erving Goffmanns metaphorischem Theateransatz mit der Welt als Bühne sozialer Handlungen. Davor wird einerseits die historische Dimension, die Diskussion über Mode und andererseits die Praxis sozialer Ordnungsartikulation durch Kleidungspraktiken überblicksmäßig und speziell am 18. Jahrhundert, da hier, so wird trefflich begründet auch das differenzierende Konzept von Jugend als eigenem Lebensabschnitt an Relevanz gewinnt, dargestellt. Die Auswertung gegliedert nach alters-, geschlechts- und in etwas gezwungener Bezugnahme auf den Theorienhintergrund Bourdieus klassenspezifischen Merkmalen, bleibt bereits in der Dimensionenbildung recht konventionell und starr. Die Absicht der „Kleidungsindustrie einen emotionalen Nutzen ihrer neuesten Stücke zu erfinden und werbestrategisch“ (vgl. S. 281) einzusetzen, wird zwar kurz angesprochen, durch die (nicht nur an dieser Stelle) weit offen stehende Tür zur hier diskutierbaren Rolle der Medien erfahrungen wird jedoch kein Blick geworfen. Ebenso verhält es sich mit der durchaus differenziert erfolgenden Befassung mit der Bildung und, grundlegender, der Möglichkeit eines „eigenen Geschmacks“, auf den in den Interviews gerne und vielfach berufen wird. Gerade aus den

Gesprächen wird klar, dass Geschmack in diesem Sinne nicht irgendetwas individuelles sondern Momentaufnahme eines sozialen Ausverhandlungsprozesses ist, bei dem durchaus auch an Diskurse angeschlossen werden kann, die einem nur vermittelt werden und deren Wirkdimension auch nicht bewusst wahrgenommen oder reflektiert wird. Man denke an die Formulierung Kurt Lugers über den „Städter im Kopf“ mit dem er die Möglichkeiten an nicht direkt verfügbaren kulturellen und sozialen Diskurssträngen zu partizipieren umschreibt. Die abschließende Typologie, die anhand der Gespräche erstellt wird und vom „Geschmacksadel“ und „Stilfinder“ über den „souveränen Bastler“ und „ängstlich Bemühten“ zum „Desinteressierten“ führt entspricht einem gängigen Ritual wissenschaftlicher Arbeiten, schafft wie alle Typologien durch Komplexitätsreduktion Orientierung, bringt gerade durch besagte Reduktion allerdings auch nur mittelmäßigen Gebrauchswert ein. Ein durchaus gefälliges Buch, das vielleicht die „Regeln“ nicht vollends offenbart und die „Mythen“ jugendlicher Selbst-Präsentation nicht dekonstruiert, aber gerade durch das, worum es sich nicht kümmert, Ausgangspunkt für weitere interessante – auch kommunikationswissenschaftliche – Forschung sein kann.

Christian Schwarzenegger

JENS SCHRÖTER / GREGOR SCHWERING / URS STÄHELI (HRSG.): *Media Marx. Ein Handbuch*. Bielefeld: transcript Verlag 2006, 404 Seiten.

Was hat uns Marx 2007 noch zu sagen? „Ist nicht spätestens seit 1989/90 die ganze mit dem Namen ‚Marx‘ verknüpfte Philosophie sowie deren politisch-ökonomische Analyse der historischen Falschheit überführt? Wurden beide nicht von einer ‚antimarxistischen‘ Wirklichkeit eingeholt bzw. durch sie ‚entsorgt‘? Ist diese Analyse nicht durch die verbrecherischen Praktiken des Leninismus, Stalinismus, Maoismus usw. befleckt und diskreditiert? Ist sie nicht als Legitimationsideologie und Heilsdoktrin des so genannten real existierenden Sozialismus zu recht gescheitert?“ (S. 11)

Vorweg: eine systematische Durcharbeitung dieser Fragen in Bezug auf alle mehr oder weniger „marxistischen“ Theorieansätze kann und will der vorliegende Band nicht bzw. nur in Ansätzen leisten. Auch die alte Frage, welche Theoriestränge und Autoren, die sich in ihrer Geschichte mehr

oder weniger auf Denkfiguren von Marx bezogen haben (wie z.B. die frühen Vertreter der Cultural Studies, die kritische Theorie, Hans Magnus Enzensberger und viele andere) nun als „marxistisch“ zu etikettieren sind, muss offen bleiben. Die Herausgeber – die sich vom „Marxismus-Leninismus, uneingeschränkt“ distanzieren (ebd.) – verfolgen allerdings in erster Linie eine andere Intention, ohne die genannten Problematiken auszusparen: Nämlich die „Anlehnung zumindest bestimmter Strömungen der Medienwissenschaft an das, wie immer auch problematische, Erbe von Marx Theorie und deren historischer Analyse“ deutlich zu machen. (S. 13)

Dieses Anliegen kommt in den insgesamt 26, nach verschiedenen „Medien“ (Die Herausgeber orientieren sich dabei nach eigenen Angaben an einem technisch orientierten Medienbegriff, an „technologischen Dispositiven“, Ausnahmen stellen „Fetisch“, „Arbeit“ und „Geld“ dar, „die uns als allgemeine Medien bei Marx erscheinen“. S. 17) geordneten, Beiträgen nicht zu kurz: Beginnend mit drei Beiträgen über Fetisch (Leander Scholz), Arbeit (Niklas Hebing) und Geld (Nadja Gernalzick) spannt sich der Bogen über die Bildende Kunst (Otto Karl Werckmeister) und Literatur (Sven Strasen) zu den beiden ausführlichen Überkapiteln „Medien vor und während Marx“ sowie „Medien nach Marx“. Im Anschluss folgt das kleinere Kapitel „Industrien“ als auch – sozusagen als Zugabe – ein deutscher Erstabdruck eines aus dem Jahr 1973 stammenden Interviews von Sylvère Lotringers mit Gilles Deleuze und Félix Guattari.

Umfangreich gestaltet sich das Kapitel „Medien vor und während Marx“: Über „Marx, Lenin und die Freiheit der Presse“ handelt der Aufsatz „Kein Protokoll obst auf den Tischen fotografieren (sonst wird die Bevölkerung neidisch)“ von Daniel Müller, durchaus mit kritischem Bezug zur Medienwirklichkeit in der ehemaligen DDR. Claus Peter Ortlieb hinterfragt – freilich ebenfalls nicht ohne Gegenwartsbezug – „Die Zahl als Medium und Fetisch“. Es folgen Beiträge über „Flugblatt/Plakat“ (Christian Jäger), „Camera Obscura“ (Alexander Böhnke) und „Das Gespenst der Fotografie“ (Matthias Bickenbach). Jens Schröter stellt in seinem Beitrag „Übertragung und Explosion – Telegraphie/Telephonie/Transport“ Marshall McLuhan und Marx gegenüber: Ist das Medium die treibende Kraft gesellschaftlicher Entwicklung (wie McLuhan postuliert) oder sind die Techniken wie bei Karl Marx „keine Erfin-

dungen von Personen, sondern Sedimente gesellschaftlicher Verhältnisse [...]?“ (S. 207)

Das große Hauptkapitel „Medien nach Marx“ handelt von den Medien der Gegenwart: Abgehandelt werden „Kino und Film: Marxistische Kino- und Filmtheorien“ (Klaus Kreimeier), „Radio“ (Rainer Leschke), „Fernsehen und Marxismus“ (Markus Stauff), aber auch „Video“ (Rolf F. Nohr), und „Schallplatte, Tonband, Mpeg“ (Dietmar Dath, Feuilletonredakteur der FAZ).

Um Computersimulationen anhand von „Marx und Heidegger“ geht es im Beitrag von Jens Schröter, um den „Fetischcharakter der Computerspielwaren und sein medienmorphologisches Geheimnis“ bei Jochen Venus. Eine gelungene Gegenüberstellung von Marx mit Postulaten von Bill Gates leistet Jens Schröter in seinem dritten Beitrag „Das Internet und der ‚reibunglose Kapitalismus‘“.

Das folgende kurze Hauptkapitel „Industrien“ versammelt nur zwei Beiträge:

„Kulturindustrie“ von Gregor Schwering behandelt Horkheimer/Adornos gleichnamiges Kapitel aus der „Dialektik der Aufklärung“. „Medienindustrie“ von Sigrid Baringhorst und Simon Holler ruft die „vergessene Theorie“ der politischen Ökonomie der Massenkommunikation“ (S. 367) in Erinnerung.

Ein Problem zeigt sich freilich bei jedem Theoretisieren über Marx und Medien: Marx selbst hatte, so Rainer Leschek (Medienwissenschaft, Uni Siegen) in seiner Einführung „Von der Erdung der Ästhetik in der Medientheorie“, nicht einmal Ansätze zu einer Medientheorie geliefert (S. 22). Es müssen also entweder marxische Paradigmen nachträglich auf die Medien angewandt werden, und/oder andere Theorien und Autoren mit Bezug zu Marx bemüht werden.

Entsprechend groß – vielleicht zu groß – ist daher die Fülle der in den Beiträgen gestreiften Theorien und Theoretiker mit „Marxbezug“: Roland Barthes, Oskar Negt / Alexander Kluge, Theodor W. Adorno, Raymond Williams, Stuart Hall, Hans Magnus Enzensberger und Walter Benjamin, um nur einige zu nennen. Aber auch Philosophen und Theoretiker völlig anderer Provenienz kommen zu Wort oder werden zu Vergleichen herangezogen: etwa Martin Heidegger in „Simulation“ von Jens Schröter oder Marshall McLuhan in „Marx und Medien – eine Ein-

führung“ von Oliver Marchart, der sich kritisch mit dem Problem des Determinismus sowohl in Marx' als auch McLuhans Denken auseinandersetzt: „Unter technologischen Determinismus oder Mediendeterminismus [...] lassen sich jene Medientheorien fassen, die in der Struktur der Medien, in der Hardware gleichsam, eine Macht erkennen, die gesellschaftliche Entwicklungen kausal bestimmt oder unidirektional beeinflusst.“ (S. 45) Als bekanntes aktuelles Beispiel für solches deterministische Denken nennt Marchart das Buch „Empire“ von Michael Hardt und Antonio Negri. (S. 46)

Marchart entwirft in seinem Beitrag auch eine grobe Einteilung der Fülle von – im weitesten Sinne – „marxistischen“ Ansätzen in der Medientheorie:

Ansätze, „die sich in der einen oder anderen Weise dem Ökonomismus zuordnen lassen“ (S. 47), etwa das „Massenbetrugsparadigma“ im Kapitel Kulturindustrie in Horkheimer/Adornos „Dialektik der Aufklärung“ oder Habermas „Strukturwandel der Öffentlichkeit“. (vgl. S. 47 – 50); emanzipatorische Medientheorien, die „nicht notwendigerweise ökonomistisch argumentieren, aber doch technizistisch“ (ebd.), dazu zählt Marchart Walter Benjamins „Kunstwerk“ Aufsatz, Brechts „Radiotheorie“ und Enzensbergers „Baukasten zu einer Theorie der Medien“ (vgl. S. 50 – 52); Medientheorien, die sowohl Ökonomismus als auch Technizismus umgehen und unter das Label „Paradigma der Politik – Medien als Hegemonieapparate“ (vgl. S. 53) subsumiert werden können; dazu zählt Marchart vor allem an Antonio Gramsci orientierte Konzepte wie jene der frühen Cultural Studies am „Centre for Contemporary Cultural Studies um Stuart Hall“ (S. 55).

Der Band mit seinen experimentellen Beiträgen bringt (wieder) ins Bewusstsein, welche Rolle Marx für viele Theorieansätze der Medientheorie gespielt hat, und – teils implizit, teils explizit – welche Probleme damit verbunden sind. Das eine – kleinere – Problem, nämlich welche von Marx beeinflussten Theorien im engeren Sinne heute noch als „marxistisch“ angesehen können, lässt sich wohl schwer eindeutig beantworten. Das andere Problem jedoch wiegt schwerer: Welche Teile oder Denkfiguren von Karl Marx' Werk können für den real entstandenen Totalitarismus „realsozialistischer“ Prägung verantwortlich gemacht werden? Würden sie neuerlich dorthin führen können, wenn sie wieder zur Geltung kämen?

Eine explizite Behandlung dieser Fragen samt Lösungsvorschlag findet sich im Beitrag von Klaus Kreimeier in seinem Aufsatz „Marxistische Kino- und Filmtheorien“. Dieser Beitrag sei daher – sozusagen anstatt eines Schlusswortes – an das Ende dieser Rezension gestellt:

Kreimeier fragt nach dem Stellenwert marxistischer Elemente in einzelnen Teildisziplinen wie den materialistisch ausgerichteten Medienwissenschaft, im konkreten Fall der Kino- und Filmtheorien: Geht es bei der Verwendung marxischer Denkfiguren bloß um die Bereicherung einer Teildisziplin, dann müsse man sich die Frage gefallen lassen: „Warum ausgerechnet marxistische Theorie?“ (S. 218).

Oder geht im Sinne von Karl Marx darum „die analytische Arbeit auf einem Teilgebiet als Beitrag zum Verständnis des gesellschaftlichen Ganzen zu begreifen und im Prozess des Durchdringens einer ‚falschen Totalität‘ zu ihrer (revolutionären) Überwindung fortzuschreiten?“ (ebd.)

Die Folgen der zweiten Variante, also die Beibehaltung des marxischen Kernanliegens mit den betreffenden Denkfiguren waren freilich, „dass diese Monstren, als sie noch über Macht geboten, nicht nur Millionen Menschenleben gefordert, sondern auch die Existenz und die Moral intellektueller Eliten zerrüttet, ihre wissenschaftliche oder künstlerische Arbeit korrumpiert, ihre theoretischen Anstrengungen aufgezehrt und ihre analytischen Fähigkeiten vernichtet haben.“ (S. 219). Angesichts dieser Tatsachen lägen die Gründe für das Scheitern keinesfalls nur in der Umsetzung der marxistischen Theorie, sondern, auch und vor allem „im utopischen Entwurf selbst, seiner intellektuellen Konstruktion und seiner theoretischen Maschinerie“ (S. 219)

Der Modus von Kreimeiers Herangehensweise: „Es wird, an wenigen exemplarischen Beispielen, nach den Fehlern und Unfällen der (marxistischen) Theorie gefragt, desgleichen nach ihren operationalisierbaren, möglicherweise auch für die Gegenwart nützlichen Einsichten“ (S. 221) – ließe sich durchaus auf alle marxistisch beeinflussten Disziplinen der Medientheorie ausweiten. Der Media Marx liefert jedenfalls ausreichend Stoff für einen solchen Diskurs. Die einzelnen Beiträge verknüpfen, kontrastieren und werfen vielfach neue Fragestellungen auf. Interesse am Thema und am Weiterdenken ist also bei der Lektüre gefragt; ein rein darstellendes und einführendes Überblickswerk (wie der Untertitel

„ein Handbuch“ eventuell vermuten lässt) ist der Media Marx hingegen sicher nicht.

Erik Bauer

WERNER WIRTH / HANS-JÖRG STIEHLER / CARSTEN WÜNSCH (HRSG.): *Dynamisch-transaktional Denken. Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2007, 278 Seiten.

Die Frage nach der Wirkungskraft von Medien zählt zweifelsohne zu den faszinierendsten Aspekten der Kommunikationswissenschaft sowie der ihr nahe stehenden Disziplinen. Vielerlei Gedankengänge sorgten schon für dicke Bände, Modelle wurden erstellt, verworfen, verbessert, verdrängt. Nun existiert seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Ansatz, der, so behaupten zumindest seine Vertreter, sich als resistent entpuppte gegen die Widrigkeiten, die eine an Theorienfragilität leidende Sparte so zu bieten hat. Es handelt sich um den dynamisch-transaktionalen Ansatz (kurz DTA, um die Abkürzung der Autoren des hier zu besprechenden Werkes zu übernehmen). Anlässlich des 60. Geburtstages von Werner Früh, eines wesentlichen Promoters dieses Ansatzes, wurde ein Sammelband publiziert, in dessen 12 Aufsätzen die umfassende Bandbreite einer Schule (auf jeden Fall gibt es SchülerInnen von Früh, der sich immer wieder die Frage nach der „Logik“ der Beweisführung stellt, wie man in der Einleitung erfährt) dargelegt wird, deren Wirkungsbereich weit über die Grenzen der „herkömmlichen“ Rezeptionsforschung hinausreicht. Dies liegt freilich in der Natur der Sache, da es sich beim dynamisch-transaktionalen Geschehen um einen Versuch handelt, die Kommunikator- und Rezipienten-Betrachtungsweise, also Wirkungs- und Nutzenansatz miteinander zu verbinden. Die viel versprechende Grundannahme des Ansatzes beinhaltet einen aktiven wie passiven Kommunikator als auch einen ebensolchen Rezipienten, was freilich für Wechselwirkungen sorgt, um deren empirische Aufarbeitung man sich seit Einbringung des Ansatzes in den wissenschaftlichen Diskurs (mittlerweile zumindest in Ansätzen erfolgreich) bemüht.

Schön zu sehen, dass es sich bei dieser Publikation nicht um eine rundum einhellige Verherrlichung der selbst entworfenen Waren handelt, sondern vielmehr kritische Selbstreflexionen die

Gedankenkonstruktionen begleiten, wodurch diese selbst für skeptische Gemüter durchaus sympathische Züge anzunehmen versteht.

Carsten Wunsch etwa gesteht gleich zu Beginn seines Aufsatzes die Existenz von Kritikpunkten ein, bemüht sich jedoch, einige „Missverständnisse“ (S. 17) auszuräumen und die Bedeutung des dynamisch-transaktionalen Ansatzes im rechten Licht erscheinen zu lassen. Relativiert wird denn auch folgerichtig ein im Entstehen begriffener Eindruck einer potenziellen Allmacht des DTA im Theoriengeflecht der Sozialwissenschaften, und zwar dergestalt, als gleich mehrere Autoren des Sammelbandes auf eine Gerüst-Funktion ihrer Denkart verweisen, was andererseits auch wieder als Unsicherheit angesichts der eigenen Stärke – die eben in Flexibilität und Offenheit liegt – interpretiert werden könnte, was wiederum eine generelle Eigenheit, resultierend aus mangelndem Selbstbewusstsein der geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Sparten, zu sein scheint. Wunsch schreibt: „Das bedeutet, in Form des DTA liegt eine Art Checkliste vor, die den Forschern zur Verfügung steht, um elaborierte und innovative Theorien zu entwickeln“ (S. 35). Doch wie so oft entpuppen sich vermeintliche Schwachstellen auch als Stärken oder zumindest als Chancen, wie sie Volker Gehrau in seinen tief greifenden „Überlegungen zur Modellierung von Dynamik im dynamisch-transaktionalen Ansatz (Mikro-, Meso-, und Makroebenen werden beleuchtet und praxisnahe erfasst) formuliert. Der Ansatz sei eigentlich als Denkweise zu formulieren, zumal sich in der Tradition des Paradigmen-Charakters konkrete kommunikationswissenschaftliche Modelle ableiten ließen (S. 39).

Das Repertoire, das in diesem Band geboten wird, ist trotz des für einen Sammelband über ein derart komplexes Themas relativ geringen Umfangs von weniger als 300 Seiten beeindruckend, was durch die Klarheit der Texte gewährleistet wird. Von grundsätzlichen Problemen der Kommunikationswissenschaft (Christoph Kuhlmann beispielsweise belegt den nachlässigen Umgang mit Inhalten bei der Themenanalyse, S. 126 ff.) wird der Bogen gespannt bis hin zu psychologischen Ausflügen in die Emotionsforschung (Holger Schramm und Werner Wirth beschäftigen sich u.a. mit Emotionsgenese aus appraisaltheoretischer – appraisals sind charakteristische Bewertungsschritte, Anm. – Sicht, S. 155 ff.). Hannah Früh leistet einen interessanten Beitrag zum Thema „Fernsehvergnügen und Aggression“, verweist auf die Geringschätzung,

die der Emotion, obgleich längst zentrales Konzept der Kommunikationswissenschaft, nach wie vor zuteil wird (S.185). Michael Haller offenbart einmal mehr seine Zugehörigkeit zu jener seltenen Spezies, die sowohl inhaltlich als auch stilistisch Herausragendes produzieren. In diesem Fall setzt sich der erfahrene Journalist und Journalistikprofessor mit dem längst fälligen Rollenwandel im Journalismus auseinander, weg vom Berichterstatter, hin zum Kommunikator lautet sein Credo, und thematisiert dabei folgerichtig die „Diskrepanz zwischen den Theoremen der Medienwirkungsforschung und dem Selbstverständnis der Medienpraktiker“ (S. 228).

Das umfassende Angebot an Lesestoff wird komplettiert durch erhellende Beiträge, die sich mit der Methoden- und Theorienproblematik generell beschäftigen. Die klare Strukturierung erlaubt es, die Potenziale wie die Risiken des Ansatzes zu erkennen, was es dem Rezipienten wiederum gestattet, das Gesamtbild ohne Verwirrung einordnen zu können. Winfried Schulz sei hier erwähnt, der die Entwicklung der Inhaltsanalyse als integrative Methode nachzeichnet (im Sinne von Mitteilungs- und Rezipientendaten) und deren Tauglichkeit dokumentiert, doch ebenso Wertvolles bietet Klaus Schönbach in einem feinen, gescheiterten, in wunderbarer Klarheit verfassten Essay, der den Abschluss der Beitragsreihe bildet. Schönbach wägt die Erkenntnisse ab, verschiebt Grenzen, relativiert dogmatische Gedanken, und lobt den dynamisch-transaktionalen Ansatz als ein Regulativ, das Publikumswünsche und -aktivitäten einerseits und Medienangebote andererseits als prinzipiell gleichberechtigt einfordert (S. 264), und kommt zum guten Schluss, der sich auch als Prädikat für das Sammelwerk eignet – „prozessorientiert.“ Dies bedeute, „dass die Balance zwischen Medien und Publikum sich jederzeit verschieben kann und manchmal auch schon von vornherein keine ist. So ist das mit der Faulheit des Publikums: Das Publikum will schon etwas, eben nur nichts Bestimmtes und überlässt dann den Medien großzügig das Feld.“ (S. 266). Der DTA schließlich integriere diese Vorstellungen, und genau hier liegt auch – neben der Erinnerungsfunktion, die sich als „Checkliste für wissenschaftliche Orientierungsmöglichkeiten“ bezeichnen lassen könnte – die große Stärke des Buches. Komplexität wird dergestalt reduziert, dass sie Konturen annimmt. Bei einem Thema wie der Medienwirkungsforschung eine mehr als reife Leistung.

Erich Vogl

MARCUS S. KLEINER: *Medien-Heterotopien. Diskursräume einer gesellschaftskritischen Medientheorie.* (Cultural Studies 22), Bielefeld: transcript 2006, 458 Seiten.

Die Medizin versteht unter Heterotopien gesundes Gewebematerial, das jedoch außerhalb der erwartbaren und dafür vorgesehenen Bereiche des Körpers Auftritt. Es liegt keine krankhafte Veränderung vor, das Material ist aber nicht jenes, das an der jeweiligen Stelle aufzutreten hat, sondern etwas anderes. In das geistes- und sozialwissenschaftliche Vokabular ist der Begriff speziell dank seiner Verwendung durch Michel Foucault, in dessen Vortrag bzw. Aufsatz „Andere Räume“ eingegangen. Foucault bezeichnet damit *Orte, außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können*, Orte, die in sich und durch ihren Gebrauch noch etwas ganz anderes – als das was sie eigentlich – sind, in *denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet werden*. Es sind andere Orte und Orte an denen sich das Andere verwirklicht, die durch das Ensemble an Relationen, das an den jeweiligen Orten entsponnen wird, be- und gegründet werden. Während bei Foucault tatsächliche, beispielhaft konkret benannte Plätze, Orte und räumliche Konfigurationen – und erst von diesen ausgehend die an ihnen herrschenden, sie formierenden und prägenden gesellschaftlichen Diskurse und ihr diskursiver Gebrauch hinterfragt werden – im Fokus der Abhandlung stehen, sind die titelgebenden Medien-Heterotopien in der Dissertation von Marcus S. Kleiner, die im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Duisburg-Essen approbiert wurde und nun in der von Rainer Winter herausgegebenen Cultural Studies Reihe bei Transcript erschienen ist, metaphorisch verstandene Räume gesellschaftlichen Diskurses, ohne konkret lokalisierbare Entsprechung. Heterotopien sind hier Räume die durch taktische Dissidenz, durch widersprechende Lesarten des medialen Angebots und durch Anregung des semiotischen Widerspruchspotentials entstehen und erfüllt werden können. Sie sind somit die durch kritischen Einsatz einer gesteigerten Medienkompetenz eröffneten *möglichen* anderen Räumen der Mediengesellschaft. In den Worten des Autors handelt es sich beim Versuch solche heterotropen Diskursräume – als welchen er auch seine eigene Studie begreift – zu eröffnen um das Unterfangen durch „(mehr oder weniger) autonome Gegen-Wirklichkeiten bzw. theoriefiktio-

nale Gegen-Räume, die offizielle(n) Ordnung(en) herauszufordern, ohne sich von diesen radikal zu lösen“ (S. 342). Kleiner folgt so einer Tradition der Cultural Studies Medienanalyse und Gesellschaftskritik miteinander zu verbinden und die Bedeutungsentschlüsselung medialer Texte mit ihrem sozialen Gebrauch zu verknüpfen und aus diesem abzuleiten. Gleichzeitig beschreibt und sucht er nach Möglichkeiten einer „Kommunikationsguerilla“, die bestimmenden Diskursräume der Mediengesellschaft, ihre Handlungslogiken und Machtkonstellationen derart zu unterwandern, dass inmitten desselben das ganz andere präsentiert wird, und in der Ausdrucksform der Medien immanente Medienkritik geübt und Medienkompetenz gefördert wird. Wodurch in weiterer Folge die Möglichkeit abweichende, oppositionelle soziale Wirklichkeiten zu konstruieren ebenso illustriert wie angefaßt werden sollte. Zunächst widmet er sich jedoch in weitreichenden Überblickskapiteln den Diskursverläufen über die Wirk(lichkeits)- und Manipulationspotentiale der Massenmedien, Debatten mit „Tradition, aber ohne Traditionsbewusstsein“. Die durchaus unbescheiden betitelten Subkapitel „Wie funktioniert die soziale bzw. mediale Konstruktion von Wirklichkeit“ sind profund ausgearbeitet, wobei an manchen Stellen der Verdacht keimt, dass der Autor die Begriffe „Wirklichkeit“ und „Konstruktion“ mitunter auf unterschiedlichen Ebenen gebraucht und wenn von nämlichen gesprochen wird, mal die epistemologische Erkenntnismöglichkeit und mal – speziell wo es um die für die Studie relevante Schaffung von Räumen einer Gegen-Wirklichkeit geht – eine soziale Deutungsleistung und Interpretationsgabe von Sinnzusammenhängen gemeint ist. Wenn er etwa SJ Schmidt für dessen Aussage, wir *kämen gegenüber den Wirklichkeitskonstruktionen immer zu spät*, dahingehend kritisiert, dass dann jeder konstruktive Akt hegemonial bestimmt und widerständische Konstruktionen und schöpferische Akte nicht möglich wären, so wird dabei vergessen, dass auch abweichende, subversive, alternative Wirklichkeiten kulturell bedingten Konstruktionsleistungen entspringen und auch nicht jenseits von „Kultur“ beobachtet werden können. Das ist an dieser Stelle des Buches ein wenig irritierend, in anderen Abschnitten ist das wiederkehrende Bemühen Diskurs und Praxis, Theorie und Beispiel miteinander zu verbinden und so einem eigenen Kernanspruch an eine gesellschaftskritische Medientheorie gerecht zu werden, jedoch sehr gut gelungen und fruchtbringend eingesetzt. Ein wenig

enttäuschend wirkt letztlich, dass der vermutbare Kernbereich der Arbeit und der (wichtigen) Diskurs-Rekonstruktion nachfolgende eigene Theorieentwurf zu „Medienkompetenz und Medien-Heterotopien“ – gerade gemessen an der vorangegangenen detaillierten Diskussion – mit rund 60 Seiten ziemlich knapp ausfällt. Dies zumal das Kapitel aus relativ assoziativen Aneinanderreihungen von Beispielen (zu Krisenkommunikation im Fernsehen einer- und zu Praktiken von Kommunikationsguerilla andererseits) besteht, die zuerst beschrieben und dann mit theoretischen Positionen untermengt, diskutiert werden. Die Gedanken dazu, wie der Begriff der Medien-Heterotopie eigentlich verstanden und verwendet werden soll und welche Potentiale sich darin vermuten lassen, wird weitgehend nur in ausführlich gestalteten kommentierenden Fußnoten abgehandelt. Hier hätte sich Kleiner durchaus den Raum schaffen können seine ureigene Begrifflichkeit noch weiter zu entwickeln. Denn gerade die Problematik wie solche, wie hier auch angedacht in eigenen Medienformaten oder Medienproduk-

ten („Kritik der Medien und Medien der Kritik, Diskurs und Handlung müssen eine Liaison eingehen, ohne die sie keine Zukunft haben“, (S. 405)) verwirklichten Medien-Heterotopien angesichts der sozialen Bedingtheit und Kontextgebundenheit der Decodierung von Inhalten gemäß der Lesart verstanden werden sollen, die intendiert war, hätte noch das eine oder andere Wort der Erörterung vertragen. Ist Widerstand gegen Massenmedien in Massenmedien möglich und lässt sich die guerillahafte Entlarvung der Realität der Medien vom Publikum sicher als kritische Entlarvung entlarven? „Weder zur Furcht noch zur Hoffnung besteht Grund, sondern nur dazu neue Waffen zu suchen“ (S. 405) wird Gilles Deleuze zitiert. Es ist Marcus S. Kleiner zuzutrauen, dass er seine in diesem Buch vielversprechend begonnene Suche noch fortführen und Antworten auf offen gebliebene Fragen bieten wird: Dies allerdings an einem anderen Ort.

Christian Schwarzenegger

20 Jahre

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart



**Sonderheft 2006 zum Jubiläum
20 Jahre *medien & zeit* mit
Register aller Beiträge und
AutorInnen 1986–2005**

Zu beziehen zum ermäßigten Einzelheftpreis
von € 2,50 (exkl. Versand) über

abo@medienundzeit.at

oder

www.medienundzeit.at

herausgegeben vom „Arbeitskreis für Historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Neue Postadresse: Schopenhauerstraße 32, A-1180 Wien

Jahresabonnement (4 Hefte) für Studierende nur 12,80 € (Normalpreis 17,60 €)!

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

